



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Zwischen zwei Welten:  
Los Angeles als neue Heimat  
mexikanischer Immigranten

Verfasserin

Mag. Julia Maria Pernkopf

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 236 352

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Romanistik Spanisch

Betreuer:

ao. Univ.-Prof. Dr. Peter Cichon



# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b> .....	<b>1</b>
<b>2. Begriffsdefinitionen</b> .....	<b>8</b>
2.1. „Hispanic“ und „Mexican“ – die Bedeutung von Namensgebung .....	8
2.2. Das Konzept Heimat und Gemeinschaftsbildung .....	14
2.3. Assimilation und Akkulturation .....	18
<b>3. Die USA als Kontaktzone</b> .....	<b>23</b>
<b>4. Assimilation im privaten Bereich</b> .....	<b>31</b>
4.1. Wohnen in Großfamilien.....	31
4.2. Aspekte des Familienlebens .....	36
4.2.1. Fertilitätsrate .....	36
4.2.2. Präferenzen für Söhne.....	41
4.2.3. Assimilation und Namensgebung .....	44
4.2.4. Vater-Kind-Beziehungen.....	49
4.3. Religionszugehörigkeit .....	55
<b>5. Segregation und Diskriminierung am Wohn- und Arbeitsplatz</b> .....	<b>62</b>
5.1. Wohnortsuche und Diskriminierung .....	63
5.2. Diskriminierung am Arbeitsplatz.....	70

<b>6. Politische Assimilation</b> .....	<b>78</b>
<b>7. Resumen</b> .....	<b>91</b>
Bibliographie.....	102
Deutsches Abstrakt .....	109
English Abstract .....	112
Curriculum Vitae.....	115

# 1. Einleitung<sup>1</sup>

Immigration ist ein Thema, welches die Politik, den öffentlichen Diskurs und das tägliche Leben der Menschen in den Vereinigten Staaten von Amerika seit jeher in großem Maß beschäftigte. Seit Beginn der europäischen Entdeckungsfahrten in den Westen symbolisierte Amerika den Traum von Freiheit, von neuen Möglichkeiten und von wirtschaftlichem Aufstieg. Zahlreiche Studien beschäftigen sich mit den Einwanderern des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, die von Italien, Polen<sup>2</sup>, Deutschland<sup>3</sup> oder Irland<sup>4</sup> aus den Schritt über den Atlantik wagten, um in Nordamerika ein neues Leben zu beginnen. Besonders im späten 19. Jahrhundert spielten Hungersnöte in Europa, hohe Steuerzahlungen in den einzelnen Ländern, sowie große Arbeitslosigkeit in entscheidendem Ausmaß eine Rolle in der Überlegung der Auswanderung nach Amerika. In der Hoffnung auf eine bessere Zukunft emigrierten zwischen 1870 und 1900 um die 12 Millionen Menschen aus Europa nach Nordamerika.<sup>5</sup> Eine Untersuchung der Zusammensetzung der Bevölkerung der USA um 1900 zeigt deutlich, dass zu diesem Zeitpunkt jeweils skandinavische, deutsche, britische – und innerhalb letzterer Herkunftsgruppe besonders irische – ethnische Gruppen mindestens 8% der Bevölkerung Nordamerikas ausmachten<sup>6</sup>, noch im Jahr 1940 kamen 70% aller Immigranten aus Europa.<sup>7</sup> Besonders New York kristallisierte sich in diesem Kontext der europäischen Einwanderung als erster Anlaufhafen vieler Immigranten sowie als Ausgangspunkt späterer nationaler Mobilität, unter anderem in den Süden und Südosten des Landes, heraus.<sup>8</sup>

---

1 Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird in der folgenden Diplomarbeit auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung, wie z.B. ImmigrantInnen verzichtet und anstelle dessen das generische Maskulinum verwendet. Entsprechende Begriffe beziehen sich jedoch selbstverständlich auf Frauen und Männer gleichermaßen.

2 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 158

3 siehe Foner & Waldinger 2012: 5

4 siehe <http://www.loc.gov/teachers/classroommaterials/presentationsandactivities/presentations/timeline/riseind/immgnets/>, 06.08.2012

5 siehe <http://www.loc.gov/teachers/classroommaterials/presentationsandactivities/presentations/timeline/riseind/immgnets/>, 06.08.2012

6 siehe <http://etc.usf.edu/maps/pages/2800/2808/2808.htm>, 06.08.2012

7 siehe Suárez-Orozco 1996: 54

8 siehe <http://www.loc.gov/teachers/classroommaterials/presentationsandactivities/presentations/timeline/riseind/immgnets/>, 06.08.2012

Neben diesem europäischen Aspekt der Immigrationsgeschichte Nordamerikas ist jedoch vor allem die Verbindung mit Südamerika und, im Kontext dieser Arbeit besonders mit Mexiko, und die kontinuierliche Immigration aus dieser Gegend in die Vereinigten Staaten von großer Bedeutung. Wie die Volkserhebung aus dem Jahr 2010 ermittelte, lebten zu diesem Zeitpunkt 308,7 Millionen Menschen in Nordamerika, wovon sich 50,5 Millionen (16%) als Hispanics bezeichneten.<sup>9</sup> In den Jahren zwischen 2000 und 2010 wuchs die hispanische Bevölkerungsgruppe der USA um 43% (von 35,3 Millionen auf 50,5 Millionen) – ein Wachstum, welches die Zunahme der gesamten nordamerikanischen Bevölkerung (10%) um mehr als das Vier-Fache überbot.<sup>10</sup>

Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass die hispanische Bevölkerungsgruppe zu mehr als 75% aus drei ethnischen Gruppen besteht: Mexikanern, Puerto Ricanern und Kubanern. Korrekterweise muss erwähnt werden, dass Puerto Ricaner US-amerikanische Staatsbürger und somit streng genommen keine Immigranten sind; im Kontext der Volkszählung ist jedoch ihre Herkunft aus Lateinamerika und ihre Selbstidentifizierung als Hispanics von Bedeutung für die Darstellung der ethnischen Zusammensetzung Nordamerikas. Die größte dieser drei Gruppen ist unbestritten und überaus deutlich jene mit mexikanischer Herkunft – im Jahr 2010 belief sich ihr Anteil auf 63% der gesamten hispanischen Bevölkerung, gefolgt von 9,2% Puerto Ricanern und 3,5% Kubanern. Von den insgesamt 50,5 Millionen Hispanics in Nordamerika lebten zum Zeitpunkt der Befragung im Jahr 2010 mehr als 75% im Westen und Süden des Landes, wobei sich hierbei wiederum eine Konzentration auf die Staaten Kalifornien, Texas und Florida abzeichnete.<sup>11</sup> Sowohl die Einwanderung der Kubaner als auch jene der Puerto Ricaner charakterisieren sich durch spezifische Details und sind von großer Bedeutung für eine allgemeine Darstellung der ethnischen Zusammensetzung Nordamerikas. Bei dieser Arbeit liegt der Fokus jedoch auf Mexikanern in Kalifornien und,

---

9 zur Begriffserklärung Hispanics siehe Kapitel 2

10 siehe <http://www.census.gov/prod/cen2010/briefs/c2010br-04.pdf> 29.08.2012

11 siehe <http://www.census.gov/prod/cen2010/briefs/c2010br-04.pdf> 29.08.2012

spezifischer, in Los Angeles, weswegen auf die Besonderheiten anderer hispanischer Gruppen nicht näher eingegangen wird.<sup>12</sup> Im Folgenden soll kurz die Kontaktsituation zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko erläutert werden.

Die mexikanische und nordamerikanische Geschichte ist seit Jahrhunderten eng miteinander verbunden. Mexikaner sind, im Gegensatz zu den oben erwähnten europäischen Immigranten, keine neue Einwanderungsgruppe. Bis ins 19. Jahrhundert waren große Regionen des amerikanischen Südwestens Bestandteil von Mexiko, was den Menschen die Möglichkeit bot, uneingeschränkt zwischen Norden und Süden zu reisen und zu arbeiten.<sup>13</sup> Der Mexikanisch-Amerikanische Krieg von 1846 bis 1848, der in Folge der Annexion Texas' durch Nordamerika und dessen Absichten, auch New Mexico und Kalifornien zu kaufen, entstand, sowie die Unterzeichnung des Vertrages von Guadalupe Hidalgo im Februar 1848 signalisierten das Ende dieser uneingeschränkten Freiheiten. Die Vereinigten Staaten eigneten sich eine Fläche von mehr als 1.300.000 km<sup>2</sup> – die heutigen Staaten New Mexico, Utah, Nevada, Arizona, Kalifornien, Texas und Colorado – an<sup>14</sup> und begannen sukzessive Grenzkontrollen einzuführen. Die Quotensätze, welche ausländische Immigration in den 1920er Jahren beschränken sollten, galten jedoch vorerst nicht für mexikanische Staatsbürger. Im Gegenteil, mexikanische Einwanderer waren bis nach dem Zweiten Weltkrieg in Folge des Arbeitermangels im landwirtschaftlichen Bereich besonders gefragte Gastarbeiter unter dem *bracero*-Programm<sup>15</sup> - eine Reihe von bilateralen Verträgen zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten, die es Millionen von hauptsächlich mexikanischen Männern erlaubten, mit Hilfe von befristeten Arbeitsverträgen in die USA einzureisen. Zwischen 1942 und 1964 wurden 4,6

---

12 Für weitere Informationen siehe beispielsweise Lopez et al 2005, Portes & Truelove 1987, Calderón 1992

13 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 165

Für Information über den geschichtlichen sowie gegenwärtigen Einfluss der spanischen Traditionen auf das US-amerikanische Landrecht, landwirtschaftliche Gepflogenheiten oder Architektur siehe Cummins 1988

14 siehe <http://www.britannica.com/EBchecked/topic/379134/Mexican-American-War>, 07.08.2012

15 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 165-166

Millionen solcher Verträge unterzeichnet, viele Gastarbeiter kehrten häufig durch die Unterzeichnung mehrerer Verträge nach Amerika zurück, wo sie für niedrigen Lohn oft äußerst beschwerliche Arbeit verrichteten.<sup>16</sup>

Erst in den 1970er Jahren führten die USA aufgrund von rapidem Bevölkerungszuwachs und ökonomischen Schwierigkeiten in Mexiko Beschränkungen auf die Zahl der Immigranten ein, woraufhin es in der Folge zu einer Zunahme von illegaler Immigration, besonders in Kalifornien, kam. Von offizieller Seite her wurde zwar versucht Immigration, und besonders illegale Einwanderung, zu beschränken beziehungsweise zu verhindern, da jedoch das barcero-Programm 1964 vom amerikanischen Kongress nicht mehr erneuert worden war, kamen die neu ankommenden illegalen Einwanderer dem Bedarf an billigen Arbeitskräften entgegen<sup>17</sup> und „American border authorities did little to impede the flow“<sup>18</sup>.

Wie dieser kurze historische Überblick zeigt, besteht seit Jahrhunderten enger Kontakt zwischen Mexiko und Amerika, welcher die Immigration-situation in großem Ausmaß beeinflusst hat. Aufgrund dieser gemeinsamen Geschichte ist daher leicht zu verstehen, warum sich ein Großteil der Mexikaner in Kalifornien und besonders in Los Angeles niederlässt. Nicht nur die eben erwähnte Fülle an Arbeitsplätzen, wenn auch schlecht bezahlt, sondern auch die Nähe zu anderen Hispanics, die „similarities in language, customs, and religion“<sup>19</sup>, waren über die Jahre hinweg ständiger Anreiz für Mexikaner nach Amerika zu emigrieren. Zahlen bestätigen diese Aussage: in Los Angeles County lebten im Jahr 2010 4,7 Millionen Hispanics, wobei sie in East Los Angeles 97% der Gesamtbevölkerung ausmachten und somit sogar die Mehrheit der dortigen Bevölkerung bildeten<sup>20</sup>. Im Gegensatz zum 19. und 20. Jahrhundert, als die Mehrzahl der Immigranten ihr Leben in Amerika von New York ausgehend

---

16 siehe <http://braceroarchive.org/about> 21.08.2012

17 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 165-166

18 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 166

19 siehe Cummins 1988: 99

20 siehe <http://www.census.gov/prod/cen2010/briefs/c2010br-04.pdf>, 07.08.2012

begannen, ist „[t]oday’s capital of the new immigration“<sup>21</sup> zweifellos Los Angeles.

Während New York jedoch als Einwanderern gegenüber freundlich und willkommen heißend eingestellt gilt<sup>22</sup>, erlebten viele Mexikaner in Los Angeles nicht die Erfüllung ihrer Träume und Hoffnungen, sondern waren einerseits mit einer Realität – geprägt von Diskriminierung im Wohn- und Arbeitsbereich – konfrontiert sowie andererseits mit einer Welle von gegen Immigranten gerichteter Propaganda. Diese fand ihren Höhepunkt in der Diskussion um die Proposition 187 im Jahr 1994 – ein Gesetzesvorschlag, der sich auf die angenommene Tatsache bezog, dass die Menschen Kaliforniens „[...] have suffered and are suffering economic hardship caused by the presence of illegal aliens in this state“<sup>23</sup>. Dieser Gesetzesvorschlag hätte, wäre er durchgesetzt worden, zur Folge gehabt, dass nicht dokumentierten Einwanderern sowie deren Kindern der Zugang zu Ausbildung, medizinischer Hilfe oder anderen öffentlichen Einrichtungen verwehrt worden wäre.<sup>24</sup>

Die Diskriminierung im Arbeitsbereich basiert, wie Waldinger argumentiert, vorwiegend darauf, dass wirtschaftliches Wachstum vorwiegend in Bereichen stattfindet, für die formale Ausbildung und spezielle Fähigkeiten verlangt werden – Voraussetzungen, die mexikanische Immigranten oftmals nicht erfüllen können<sup>25</sup>, „as evidenced by the trajectories in such immigrant-absorbing, low-skilled occupations as janitors, gardeners, or servants“<sup>26</sup>. Da jedoch, so der Autor, für die Mehrheit der mexikanischen Arbeiter die Tatsache, überhaupt eine Arbeit zu haben, besser ist als arbeitslos zu sein, akzeptieren viele Immigranten die schlechte Bezahlung. Nachkommende Immigranten

---

21 siehe Waldinger 1999: 253

Für weitere Informationen über die geographische Mobilität hispanischer Gruppen ausgehend vom Süden in andere Regionen Amerikas sowie deren Anteil am Bevölkerungswachstum der USA siehe Johnson & Lichter 2008

22 Für Informationen über die historischen Besonderheiten die zu dieser Auffassung führten und der davon resultierenden unterschiedlichen Rezeption von Immigranten in New York und Los Angeles siehe Keogan 2002 sowie Foner & Waldinger 2012

23 siehe Suárez-Orozco 1996: 151

24 siehe Martin 1995: 255

25 siehe Waldinger 1999: 260

26 siehe Waldinger 1999: 262

treiben den sowieso bereits sehr niedrigen Stundensatz weiter nach unten, sodass bereits beschäftigte Personen ihren Arbeitsplatz in der Hoffnung auf bessere Möglichkeiten verlassen. Dadurch entsteht ein Kreislauf von Angebot und Nachfrage zum Nachteil der Mexikaner, welcher die Immigration von Arbeitssuchenden aus Mexiko weiter ankurbelt.<sup>27</sup>

Diese Aspekte – die gemeinsame Geschichte und die Arbeitssuche in Amerika – liefern eine gute Erklärung für die stetige Zuwanderung von Mexikanern in die Vereinigten Staaten. Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist nun eine Untersuchung bestimmter Aspekte des Lebens der Mexikaner in Amerika mit besonderem Augenmerk auf Kalifornien und Los Angeles. In wie weit passen sich diese Immigranten an amerikanische Gewohnheiten und Anforderungen an, wie hoch ist der Grad der Diskriminierung, welchen Einfluss haben die verschiedenen Arten von Benachteiligung auf den Alltag der Mexikaner in Amerika und welche Bedeutung hat der Antrag auf amerikanische Staatsbürgerschaft für mexikanische Immigranten. Mithilfe von Studien wird versucht, auf diese Überlegungen einzugehen, um schlussendlich folgende Fragestellung beantworten zu können: In wie weit sehen mexikanische Immigranten Amerika als ihre neue Heimat an und in welchem Ausmaß und in welchen Aspekten ist eine vollständige Assimilation im Gegensatz zum Erhalt der eigenen Traditionen und Wertvorstellungen erkennbar?

Vor einer näheren Beschäftigung mit diesen Fragestellungen muss an dieser Stelle erwähnt werden, dass in der Mehrheit der für diese Diplomarbeit verwendeten Studien relativ antagonistisch argumentiert wird – die Akademiker versuchen, ihre Studienergebnisse anhand von Extrempositionen zu definieren, um somit einen durch eine eindeutige Aussage geprägten Beitrag für Forschung und Wissenschaft zu leisten. Selbstverständlich ist die Realität der mexikanischen Einwanderer in die Vereinigten Staaten von Amerika von

---

27 siehe Waldinger 1999: 263-264

Zwischentönen geprägt. Wie im Kapitel 2.3. in Bezug auf die Begriffe der Assimilation und Akkulturation näher erläutert wird, finden sich unterschiedlichste Assimilationsmodelle – von einer vollständigen Übernahme von neuen und der gleichzeitigen Aufgabe von eigenen traditionellen Gepflogenheiten zu einem bi-kulturellen oder sogar multidimensionalen Modell. Obwohl sich diese Diplomarbeit zur Beantwortung der Forschungsfragen sehr stark an den schwarz-weiß malenden Studien orientiert, ist es wichtig bei der Lektüre stets diese Grauzone im Hinterkopf zu behalten – für viele mexikanische Einwanderer lassen sich „alte Heimat“ und „neue Heimat“ nicht vollständig kontrastieren – der oft formulierten Forderung nach „entweder-oder“ beziehungsweise der antagonistischen Darstellung vieler Forscher einer schwarz-weiß-Realität kann nicht nachgekommen und entsprochen werden; viel mehr findet das Leben in den Vereinigten Staaten zwischen diesen beiden Extremen statt.

Um nun in der Folge die oben angesprochenen Fragestellungen beantworten und die Thematik der Immigration und der Kontaktsituation näher erläutern zu können, sollen vorerst einige, für diesen Kontext wichtige Begriffe näher erklärt werden.

## 2. Begriffsdefinitionen

### 2.1. „Hispanic“ und „Mexican“ – die Bedeutung von Namensgebung

In einer Arbeit über hispanische Einwanderer nach Amerika müssen zunächst die in der amerikanischen Forschung üblichen Begriffe „Hispanic“ und „Mexican“ genauer erläutert werden. Sprache definiert, wie Reichl argumentiert, unsere Welt; Begriffe und damit einhergehende Kategorisierungen, sowohl für Objekte als auch, wie für diesen Kontext wichtig, für ethnische Gruppen, formen, prägen und beeinflussen unsere Wahrnehmung und sind somit der erste Schritt in einem Prozess, der zu Eingliederung, aber auch Diskriminierung und Segregation führen kann.<sup>28</sup> Termini wie „Hispanic“ und „Mexican“ müssen daher einer genaueren Untersuchung unterzogen werden, um sie auf ihre in- oder exkludierende Funktion innerhalb der Gruppe aber auch innerhalb der Gesellschaft hin zu analysieren.

Beginnend mit der Kategorie „Hispanic“ muss zunächst festgehalten werden, dass dieser Terminus einen Oberbegriff für eine überaus heterogene Gruppe von Menschen, zugehörig zu vielen Nationalitäten und Volksgruppen, darstellt.<sup>29</sup> Wie bereits einleitend erwähnt, setzt sich diese Gruppe zu einem Großteil aus Mexikanern, Puerto Ricanern und Kubanern zusammen. Wie die Volkszählung 2010 jedoch ermittelte, stammen beträchtliche Prozentsätze der US-amerikanischen Bevölkerung auch aus Guatemala, El Salvador oder der Dominikanischen Republik – Einwanderer, welche sich allesamt ebenfalls als Hispanics identifizierten<sup>30</sup>, jedoch ihre spezifischen Charakteristika, nationalen Geschichten und Traditionen mit sich bringen.<sup>31</sup> Unterschiede innerhalb der hispanischen Bevölkerungsgruppe der Vereinigten Staaten zeigen sich jedoch

---

28 siehe Reichl 2002: 27

29 siehe Anderson K. 2002 zitiert in Lopez et al. 2005: 562

30 siehe <http://www.census.gov/prod/cen2010/briefs/c2010br-04.pdf> 07.08.2012

31 siehe Portes & Truelove 1987: 360

nicht nur in der Herkunft, sondern auch bei der grundlegenden Frage, ob die betreffende Person im Ausland oder in den USA geboren wurde, also ein Immigrant der ersten oder einer späteren Generation ist. Des Weiteren differenziert man in Bezug auf Alter, legalem oder illegalem Aufenthaltsstatus, Länge des bisherigen Aufenthaltes in Nordamerika, Grad der Anpassung, gemessen beispielsweise anhand von Immobilienerwerb, und, in Relation zur Herkunft, auch gemäß der unterschiedlichen Kontakterlebnisse der jeweiligen Nationalitäten mit der neuen Heimat zu Beginn der Auswanderung – Kubaner beispielsweise emigrierten als politische Flüchtlinge, wohingegen Mexikaner aus wirtschaftlichen Gründen in Amerika Fuß zu fassen versuchten. Aufgrund dieser grundverschiedenen Ausgangslagen sowie den damit einhergehenden Unterschieden in sozialem Status, finanzieller Situation und Ausbildung wurden die jeweiligen Gruppen in Nordamerika differenziert aufgenommen.<sup>32</sup>

Schlussendlich muss erwähnt werden, dass die Volkszählung 2010 darüber hinaus feststellte, dass Hispanics sich zwar mehrheitlich (53%) als „weiß“ identifizieren, respektive 2% und 6% bezeichnen sich jedoch selbst als „schwarz“ oder „mehreren Rassen zugehörig“; es wurde daher vom Census Bureau folgende Schlussfolgerung aufgestellt: „People of Hispanic Origin may be of any race“.<sup>33</sup> Wie Portes und Truelove passend für diesen Kontext argumentieren:

The complexity of Hispanic ethnicity is a consequence, first of all, of these diverse national origins which lead more often to differences than similarities among the various groups. Lumping them together is not too dissimilar from attempting to combine turn-of-the-century Northern Italian, Hungarian, Serbian, and Bohemian immigrants into a unit based on their “common” origin in various patches of the Austro-Hungarian empire. A second difficulty is that most Spanish-origin groups are not yet “settled,” but continue expanding and changing in response to uninterrupted immigration and to close contact with events in the home countries.<sup>34</sup>

Neben all diesen unterschiedlichen Charakteristiken findet man zusätzlich Differenzierungen sogar innerhalb einer hispanischen Subkategorie, beispielsweise bei einem Vergleich zwischen „Hispanos“ – ein Begriff für die

---

32 siehe Lopez et al 2005: 558; vgl. auch Porter & Washington 1993

33 siehe <http://www.census.gov/prod/cen2010/briefs/c2010br-04.pdf> 08.08.2012

34 siehe Portes & Truelove 1987: 360-361

Mexikaner in New Mexiko – und „Tejanos“ – verwendet für die Bezeichnung von Mexikanern in Texas. Während Hispanics in New Mexiko vorwiegend der mittleren und oberen sozialen Schicht angehören und sowohl in Politik als auch Wirtschaft stark vertreten sind, so sind Hispanics in Texas eher Angehörige der unteren Schicht, haben kaum Zugang zu Ausbildung und sind politisch unterrepräsentiert.<sup>35</sup> Ähnlich den bereits zitierten Worten von Portes & Truelove argumentieren auch Borjas und Tienda, dass es wenig Sinn mache, „to lump [the various Latino groups] under a single, ‚Hispanic‘ rubric for either analysis or policy treatment“<sup>36</sup>.

Ebenso wie bei dem Begriff „Hispanic“ lässt sich auch für den Terminus „Mexican“ festhalten, dass er keine homogene Gruppe repräsentiert, sondern ebenfalls für Heterogenität und Verschiedenheit steht. Wie Carrera betont gab es bereits in der Gesellschaft des kolonialen Mexiko eine klare Unterscheidung zwischen den spanischen Einwanderern einerseits und der indigenen Bevölkerung andererseits. Trotz eindeutiger sozialer Trennung dieser beiden Gruppen kam es klarerweise unweigerlich zu Kontakt, welcher in der Folge zur Entstehung einer dritten Gruppe, den sogenannten mestizos, führte, die in der sozialen Ordnung Mexikos eine Zwischenposition zwischen Spaniern und indigener Bevölkerung einnahmen.<sup>37</sup> Diese ursprüngliche Gliederung lässt sich noch heute bei einer Betrachtung der mexikanischen Gesellschaft entdecken und darf somit bei der Verwendung des Begriffes „Mexican“ nicht außer Acht gelassen werden – „Mexican“ bezeichnet, wie eben auch „Hispanic“ eine überaus heterogene Gruppe, deren Verschiedenartigkeiten sich nur schwer unter einem einzelnen Terminus zusammenfassen lassen.

---

35 siehe Lopez et al 2005: 558-559

36 siehe Borjas & Tienda 1985 zitiert in Calderón 1992: 39;

Auch Claassen 2004 argumentiert, dass die Heterogenität in Bezug auf politische Meinungsbildung eine Kategorisierung unter dem Begriff „Hispanic“ nicht erlaubt.

<sup>37</sup> siehe Carrera 1998: 38

Die Heterogenität der Hispanics und Mexicans ist zwar somit unbestritten, dennoch wird in einem auffallend großen Teil der für diese Arbeit untersuchten Studien immer der kategorisierende Oberbegriff „Hispanic“ verwendet. In der Folge soll nun daher kurz die Etymologie dieses Begriffs erläutert werden. Der verstärkte Gebrauch des Wortes scheint, laut Calderón, nicht von der Gruppe der Hispanics selbst auszugehen, sondern basiert auf dem Beginn der Verwendung durch Außenstehende der Gruppe – die US-amerikanische Medienwelt, das US Census Bureau und weitere Institutionen der amerikanischen Regierung seit den 1980er Jahren. Es handelt sich bei dem Begriff somit in erster Linie um eine Fremdbezeichnung durch der Gruppe Außenstehende und nicht durch eine Eigen- und Selbstbezeichnung durch Gruppenangehörige. Bis zu den 1960er Jahren war es üblich, sich mittels „Spanish-American“ auf die hispanische Bevölkerungsgruppe zu beziehen, ab ungefähr der Mitte des 20. Jahrhunderts erweckte dieser Begriff jedoch negative Assoziationen von totaler Assimilation in die US-amerikanische Gesellschaft, europäischer Herkunft sowie Kolonialisierung, sodass der Begriff durch „Chicano“ abgelöst wurde. Dieser erhielt jedoch in den 1970er Jahren ebenfalls einen negativen Ruf aufgrund der teilweise sehr militanten Vorgehensweise der Aktivisten, die sich für die Durchsetzung dieses Begriffs einsetzten. In der Folge wurde der Begriff „Hispanic“ vom Census Bureau vorgeschlagen<sup>38</sup> und erstmals 1980 verwendet<sup>39</sup>, „to unite the groups“ und „to represent the collective concerns of the Spanish-speaking population“<sup>40</sup>. Der Begriff „Hispanic“ ist daher eine gesellschaftlich konstruierte Kategorie, welche sich sowohl auf Menschen mit spezifischer nationaler Herkunft als auch auf deren in Nordamerika geborene Nachfahren, die jedoch durch gemeinsamen Sprachgebrauch mit vorherigen Generationen verbunden sind, bezieht.<sup>41</sup>

Eben diese angesprochene Vereinigung der Gruppen unter einem zentralen Begriff mit dem Ziel der Vertretung der gemeinsamen Interessen und Anliegen der spanischsprachigen Bevölkerung, bildet in der Folge auch die Basis für die

---

38 siehe Calderón 1992: 39-40

39 siehe Gómez 1992: 45

40 siehe Calderón 1992: 40

41 siehe Gómez 1992: 45

Akzeptanz des Begriffes trotz der Heterogenität der Gruppe. Zur Erklärung dieser Argumentation dient folgende Überlegung: die Identität eines Menschen ist dynamisch und kontextabhängig, sie wird an neue Situationen angepasst und verändert. Ein Individuum hat daher nicht eine fixe, angeborene und unveränderliche Identität, sondern erwirbt im Laufe seines Lebens zusätzliche Identitäten, die teilweise eine Abstufung eines Hyperonyms darstellen und in der Folge multiethnisch sind: ein Mensch kann sich beispielweise als Native American identifizieren und sich gleichzeitig einem bestimmten lokalen Stamm zugehörig fühlen, welcher bereits im Begriff Native American inkludiert ist. Der Einfluss lokaler Identitäten auf die Selbstidentifizierung eines Menschen nimmt laut Calderón in Folge von Globalisierung und Modernisierung ab, stattdessen drücken Individuen ihre Loyalität zu einer größeren Gruppe aus.<sup>42</sup>

Diese Überlegung lässt sich nun übertragen auf die Situation der Hispanics und Mexicans in den USA – „in order to cope with the pressures of immigration“<sup>43</sup>, zur Darstellung der kollektiven Identität, der gemeinsamen Erfahrungen im Assimilationsprozess und in Bezug auf Diskriminierung, weiters auch zum Ausdruck der gemeinschaftlichen Forderungen wie bilingualer Unterricht<sup>44</sup> – wird ein Überbegriff verwendet, mit dem sich einzelne Gruppen identifizieren können. Solch ein ethnischer Begriff erfüllt daher einerseits die Funktion Identität zu stiften und andererseits die wichtige Aufgabe der Demarkation von Gruppenangehörigen und -außenstehenden<sup>45</sup>: wer sich als Hispanic bezeichnet grenzt sich dadurch in seiner Einstellung zu gewissen politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Aspekten von jemandem ab, der sich nicht mit dieser ethnischen Gruppe identifiziert.

---

42 siehe Calderón 1992: 49-50

43 siehe Arratia 1991: 177

44 siehe Portes & Truelove 1987: 379, siehe Porter & Washington 1993: 156

Für weitere Informationen über Gemeinsamkeiten unter dem Begriff „Hispanic“ siehe Vaquera & Kao 2006

45 siehe Gómez 1992: 50

Ein wichtiger Punkt bezüglich der anfänglich erwähnten möglichen diskriminierenden und exkludierenden Funktion eines Begriffs soll zum Abschluss dieses Unterkapitels dargestellt werden. Wie bereits erläutert wurde der Begriff „Hispanic“ vorwiegend von US-amerikanischen Medien und Regierungseinrichtungen zur Bezeichnung der spanischsprachigen Bevölkerung in den USA verwendet. Die Schlussfolgerung liegt nahe, dass dieser, durch Gruppenaußenstehende auf die Gemeinschaft der Spanischsprecher in den USA auferlegte Terminus, nicht zur Selbstidentifizierung durch diese Bevölkerungsgruppe selbst verwendet wird.

Gómez's Befragung von Hispanics bezüglich deren Einstellung zu diesem Begriff zeigt jedoch eine andere Realität. Grundlegende Aussagen waren unter anderem „[...] everybody feels comfortable with that [der Begriff ‚Hispanic‘] – regardless of the country they're from“ oder “I don't think it was imposed on us. I think historically many of us in the Hispanic community started using it ourselves, and the media picked it up as a convenient title to use”<sup>46</sup>. Die Studie bestätigte weiters die oben angeführte These der mehrfachen Identifizierung sowohl mit einem Oberbegriff als auch mit einer Subkategorie:

I think it's [der Begriff ‚Hispanic‘] a contextual term. [...] When you're talking to each other, you don't usually say, ‚Are you Hispanic?‘ You usually say ‚Chicano,‘ ‚Puerto Rican,‘ but in the context of talking in broader frameworks, about the Hispanic community versus the Anglo community versus the black community, yes, it is used, and it's widespread.<sup>47</sup>

Das folgende Zitat fasst schlussendlich zusammen wie die Begriffe “Hispanic” und “Mexican” oder “Mexikaner” im Kontext dieser Arbeit, wenn nicht näher spezifiziert, verstanden werden sollen: „Ethnicity, therefore, is not a fixed set of customs surviving from life in Mexico, but rather a *collective identity* that emerged from daily experiences in the United States“.<sup>48</sup>

---

46 siehe Gómez 1992: 51

47 siehe Gómez 1992: 55

48 Meine Betonung; Sánchez 1993: 11 zitiert in Hunner 2001: 32

## 2.2. Das Konzept Heimat und Gemeinschaftsbildung

Nach der Bedeutungsklä rung der Begriffe „Hispanic“ und „Mexican“ ist in der Folge eine nähere Beschäftigung mit den Konzepten Heimat und Gemeinschaft notwendig. Wenn sich, wie im letzten Kapitel schlussfolgernd festgestellt, Ethnizität und ein sich darauf beziehender Begriff („Hispanic“ oder „Mexican“) auf eine gemeinsame, kollektive Identität stützt, dann müssen in der Folge Gemeinsamkeiten gefunden werden können. Im vorigen Abschnitt wurden einige Aspekte wie ähnliche Erfahrungen im Immigrationsprozess, Konfrontation mit Diskriminierung oder der Wunsch nach bilingualem Unterricht bereits als Bindeglieder festgehalten. Ein weiterer wichtiger und definierender Aspekt ist das Gefühl einer gemeinsamen Heimat. Obwohl die hispanischen Einwanderer, wie bereits erwähnt, aus verschiedenen Nationen und Regionen stammen, so drückt der Begriff „Hispanic“ unter anderem auch eine gemeinsame Identität basierend auf Herkunft aus. Das Konzept der Heimat und in Verbindung damit Benedict Andersons Theorie der „imagined community“ sollen im Folgenden näher erläutert werden.

Grundsätzlich ist der Begriff „Heimat“ ein überaus komplexer. Wie McLeod argumentiert, „the concept of ‘home‘ often performs an important function in our lives. It can act as a valuable means of orientation by giving us a fixed, reliable sense of our place in the world“<sup>49</sup>. Heimat als Konzept steht für Schutz, Stabilität und Sicherheit. Klarerweise löst eine Emigration eine Infragestellung dieses Gefühls aus – verlässt man seine Heimat, lässt man dieses Gefühl der Sicherheit hinter sich und begibt sich in eine oftmals ungewisse Zukunft. McLeod führt weiter aus, dass „daheim zu sein“ bedeutet, sich an einem Platz zu befinden, an dem man willkommen und unter Gleichgesinnten ist.<sup>50</sup> Was passiert nun also in der Folge mit diesem Gefühl des „Daheimseins“ wenn man

---

49 siehe McLeod 2010: 242

50 siehe McLeod 2010: 242

seine Heimat verlässt? Können Immigranten dieses Empfinden auf ihre neue Umgebung übertragen und wenn ja, auf welche Art und Weise?

Im Kontext dieser Fragestellung muss zunächst das Konzept der Diaspora kurz näher erläutert werden. Über lange Zeit hinweg wurde der Begriff ausschließlich für die Zerstreung jüdischer Bevölkerungsgruppen über den Globus hinweg verwendet. Erst allmählich und besonders im postkolonialen Forschungsbereich ging man dazu über, mit dem Terminus allgemein die Entwurzelung und globale Migration von Völkergruppen über die Erde zu bezeichnen.<sup>51</sup> Die Bezeichnung Diaspora ist bedeutend für den Begriff der Heimat, da sie sich, in Cohen's Definition, unter anderem auf folgende Erkenntnis bezieht: „‘the old country’ – a notion often buried deep in language, religion, custom or folklore – always has some claim on their loyalty and emotions“<sup>52</sup>. Cohen's Definition zufolge ist eine Diaspora somit eine Gemeinschaft von Menschen, die durch Sprache, Religion und Tradition das Gefühl der Verbundenheit zur und die Bedeutung ihrer alten Heimat aufrechterhalten. Diese Menschen leben zwar in einer neuen Umgebung, blicken aber, wie McLeod erklärt, „across time and space to another“<sup>53</sup>, sie erleben eine starke kulturelle und affektive Beziehung zu dieser alten Umgebung.<sup>54</sup> Das Gefühl der Heimat ist dem zufolge, wie Brah erklärt, „a mythic place of desire in the diasporic imagination“<sup>55</sup>.

Wie Gellner nun in Bezug auf die Bildung von Gemeinschaften erklärt, entstehen diese nicht natürlich, sondern werden von Menschen basierend auf bestimmten Ideen oder Vorstellungen konstruiert<sup>56</sup>. Eine der bedeutsamsten Arbeiten in diesem Zusammenhang ist unbestritten Benedict Andersons *Imagined Communities*. In diesem Werk geht der Autor davon aus, dass Nationen, und übertragbar auf diese Arbeit auch Gemeinschaften, primär erdacht und vorgestellt sind, da auch Mitglieder der kleinsten Nation oder Gemeinschaft nie alle anderen Mitglieder kennen lernen werden. Bedeutend ist

---

51 siehe McLeod 2010; 236

52 siehe Cohen 1997: IX

53 siehe McLeod 2010: 237

54 siehe McLeod 2010: 237

55 siehe Brah 1997: 192 zitiert in McLeod 2010: 241

56 siehe Gellner 1983: 49 zitiert in McLeod 2010: 81

jedoch, dass, „in the minds of each lives the image of their communion“<sup>57</sup>, die Menschen bilden die Gemeinschaft auf Basis der Vorstellung, dass sie eine „deep, horizontal comradeship“<sup>58</sup> teilen.

Diese sogenannten „imagined communities“ werden in der Folge durch die Ausübung und Performanz von Traditionen, Erzählungen, Ritualen, aber auch Symbolen oder durch Sprachverwendung aufrechterhalten. Erst die Bewahrung von Bräuchen, Sitten und Überlieferungen über Zeit und Raum gibt einem Individuum das Gefühl, Teil eines bestimmten Gemeinschaftsgefüges zu sein. Durch die ständige Wiederholung und das Integrieren der gemeinsamen Vergangenheit in den Alltag erhält ein individueller Mensch die Empfindung, zu einer Gemeinschaft zugehörig zu sein. Es wird eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart hergestellt, was wiederum ausschlaggebend für das Heimatgefühl ist.<sup>59</sup> Brass spricht in diesem Zusammenhang auch von objektiven kulturellen Merkmalen, wie eben die zuvor angesprochenen Aspekte von Sprache, Religion und Tradition, aber auch bestimmte Kleidung oder Kostüme, Ernährung, Bräuche, Religion und Rasse<sup>60</sup>., die Unterstützung eines bestimmten Politikers oder die Tatsache, dass viele Menschen trotz ihrer Auswanderung enge Beziehungen zum Ursprungsland aufrechterhalten und beispielsweise Geld zum Lebensunterhalt dort hinschicken.<sup>61</sup>

All diese Aspekte sind bedeutend für die Bildung einer kollektiven Identität – eine Gemeinschaft entsteht aufgrund des oben angesprochenen Gefühls der Kameradschaft: selbst wenn ein Angehöriger dieser Gemeinschaft weder alle anderen Mitglieder kennen lernen wird, noch die gleiche Geschichte oder Erfahrungen mit ihnen teilt, so basiert die gemeinsame Identität auf der Selbstidentifizierung mit dem bestimmten Terminus – Hispanic oder Mexican. Obwohl die einzelnen Menschen verschiedenen Nationen entstammen und

---

57 siehe Anderson B. 1991: 6

58 siehe Anderson B. 1991: 7

59 siehe McLeod 2010: 82-83

60 siehe Banton 1994: 103 zitiert in Reichl: 2002: 48

61 siehe Reichl 2002: 48-49

unterschiedliche Bräuche und Traditionen mit sich bringen, so fühlen sie sich dennoch einer darüber geordneten Gruppe angehörig und zwar auf einem „more general level of subjectively and objectively shared supraethnic traits“<sup>62</sup> – die vorhin angesprochenen gemeinsamen Erfahrungen von Diskriminierung beispielsweise aber auch das stärkste verbindende Merkmal der Gruppe: die, wenn auch durch regionale Dialekte differenzierte aber dennoch gemeinsame spanische Sprache und ihr einigender Einfluss, vor allem durch die Medien.<sup>63</sup> Darüber hinaus werden neue, für die Gruppe als Gemeinschaft wichtige Symbole gegründet oder Traditionen adaptiert: „Cinco de Mayo has always been a solely Mexican event, but through the years it has become *the* Latin event to bring everyone together“<sup>64</sup>, ebenso wie Salsa, welcher, trotz seiner afro-kubanischen Wurzeln, mittlerweile ein bedeutendes Symbol der Hispanics allgemein ist.<sup>65</sup>

Wie im vorigen Kapitel ebenfalls erläutert spielt auch hier wiederum die Demarkation eine wichtige Rolle: durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und die sich daraus ergebende Identifizierung mit dieser sowie durch die Ausübung bestimmter Rituale und Gewohnheiten werden Außenstehende abgegrenzt. Der Fokus wird auf eine einzelne, kollektive Identität gelegt; die Gruppenangehörigen kreieren ihr Gefühl der Heimat und Gemeinschaft durch Wiederholung bestimmter Traditionen und Bräuche, die sich von denen der Nicht-Zugehörigen abgrenzen. Wie auch Sommers argumentiert, die erdachten Gemeinschaften der hispanischen Bevölkerung in Amerika basieren im großen Ausmaß auf „perceived panethnic ties“, die ein Gefühl der Abgrenzung, Kontinuität und Homogenität für diese Gruppe darstellen.<sup>66</sup>

Im Kontext dieser Arbeit ist die Bildung von Gemeinschaften in eben diesem Zusammenhang der Weiterführung von Traditionen und Bräuchen ausschlaggebend: in wie weit werden Rituale, Sitten und gemeinsame

---

62 siehe Sommers 1991: 34

63 siehe Sommers 1991: 36

64 siehe Leff & Wada 1983: 16 zitiert in Sommers 1991: 42

65 siehe Sommers 1991: 43

66 siehe Sommers 1991: 34

Vorstellungen in der neuen Heimat der hispanischen Auswanderer weitergeführt? Bevor auf diese Fragestellung im Hauptteil der Arbeit näher eingegangen wird, sollen zum Abschluss dieses Kapitels noch die Begriffe der Assimilation und Akkulturation näher erläutert werden.

### 2.3. Assimilation und Akkulturation

Bei einer Betrachtung der Immigration situation einer ethnischen Gruppe in ein anderes Land ist es notwendig, vorerst eine Unterscheidung zwischen den wichtigsten Begriffen im Kontext des Kulturkontakts zu treffen: Assimilation und Akkulturation. Assimilation an sich bezieht sich auf die generelle Annäherung beziehungsweise die Übernahme von sozialen, ökonomischen und kulturellen Mustern, Gepflogenheiten und Traditionen von einer Gruppe durch eine andere.<sup>67</sup> Alba und Nee beispielsweise definieren Assimilation als „the decline of an ethnic distinction and its corollary cultural and social differences“<sup>68</sup>, während der Begriff für die Internationale Organisation für Migration für folgenden Vorgang steht:

Adaptation of one ethnic or social group – usually a minority – to another. Assimilation means the subsuming of language, traditions, values and behaviour or even fundamental vital interests and an alteration in the feeling of belonging. Assimilation goes further than acculturation.<sup>69</sup>

Akkulturation hingegen wird von der Internationalen Organisation für Migration folgendermaßen definiert:

The progressive adoption of elements of a foreign culture (ideas, words, values, norms, behaviour, institutions) by persons, groups or classes of a given culture. The partial or total adaptation is caused by contacts and interactions between different cultures through migration and trade relations.<sup>70</sup>

---

67 siehe Iceland & Scopilliti 2008: 80

68 siehe Alba & Nee 2003: 11 zitiert in Parrado & Morgan 2008: 652

69 siehe [http://publications.iom.int/bookstore/free/IML\\_1\\_EN.pdf](http://publications.iom.int/bookstore/free/IML_1_EN.pdf), 08.10.2012

70 siehe [http://publications.iom.int/bookstore/free/IML\\_1\\_EN.pdf](http://publications.iom.int/bookstore/free/IML_1_EN.pdf), 08.10.2012

Bei einem Vergleich dieser beiden Begriffe lässt sich klar ein starker Kontrast in Bezug auf die Übernahme von neuen Elementen durch eine ethnische Gruppe feststellen – während beim Vorgang der Assimilation der Fokus eindeutig auf der totalen Anpassung einer Minderheit an eine andere Gruppe, auf der vollständigen Aufgabe ihrer eigenen Sprache, Tradition, Wertvorstellung und ihrem Verhalten liegt, so handelt es sich bei Akkulturation um eine progressive und langsam fortschreitende Aufnahme von neuen Elementen infolge von Kulturkontakt – ein Vorgang, der nicht notwendigerweise die Aufgabe der eigenen Traditionen beinhaltet, sondern deren Adaptierung, Erweiterung oder graduelle Veränderung mit sich bringt.

Wie Alba und Nee betonen, geriet der Begriff der Assimilation in den letzten Jahren eher in Verruf, „[a]ssimilation today is not a popular term“<sup>71</sup>. In einer Studie von Glazer in Bezug auf die Assoziationen zu diesem Begriff zeigte sich, dass eine Mehrheit der von ihm befragten Harvard Studenten negativ auf den Terminus reagierte. Obwohl der Begriff für viele Jahre das dominante Konzept im Kontext der Immigration und des Kulturkontakts war, so steht er heute für viele Akademiker vorwiegend für das Auferlegen und den Versuch der Durchsetzung von ethnozentrischen und patronisierenden Forderungen auf Minderheitsgruppierungen.<sup>72</sup>

Es ist klarerweise unbestritten, dass frühere Definitionsversuche des Begriffes Assimilation, beispielsweise die von Warner und Srole aus dem Jahr 1945, welche Assimilation als den Vorgang der Abgewöhnung von minderwertigen und unterlegenen Eigenschaften bezeichnen, heutzutage keinerlei Gültigkeit mehr besitzen.<sup>73</sup> Wie jedoch Alba und Nee argumentieren, so ist der Terminus auch heute noch im Kontext der Immigration von größter Bedeutung, da er nach wie vor die beste Möglichkeit bietet, „to understand and describe the integration into the mainstream experienced across generations by many individuals and ethnic groups“<sup>74</sup>. Im Kontext dieser Arbeit wird somit einerseits der Begriff

---

71 siehe Glazer 1993:122, zitiert in Alba & Nee 1997:826

72 siehe Alba & Nee 1997: 826-827

73 siehe Warner & Srole 1945: 285ff zitiert in Alba & Nee 1997: 827

74 siehe Alba & Nee 1997: 827

Assimilation im Sinne von Alba und Nee verwendet, gleichzeitig werden Akkulturation und Assimilation, trotz der eben angesprochenen Differenzierung, als Synonyme gebraucht, da die Unterscheidung, obwohl in der Realität selbstverständlich von großer Bedeutung, für den Fokus dieser Diplomarbeit vernachlässigbar ist.

Die klassische Assimilationstheorie geht nun davon aus, dass kulturelle Anpassung, in diesem Fall an die US-amerikanische, anglo-sächsische Norm, eine Grundvoraussetzung für strukturelle Eingliederung und Assimilation von Einwanderern in die sozialen und ökonomischen Institute und Einrichtungen des neuen Landes ist.<sup>75</sup> Assimilation kann sowohl bei der Generation der Immigranten selbst, aber auch erst im Laufe der Zeit über nachfolgende Generationen hinweg vorkommen.<sup>76</sup> Im Kontext der Angleichung findet man üblicherweise drei theoretische Ansätze zur Diskussion: das „single continuum model“, das „bi-cultural or two-dimensional model“ und das „multidimensional or pluralistic model of acculturation and assimilation“<sup>77</sup>, welche in der Folge näher erläutert werden.

Das „single continuum model“ stützt sich darauf, dass die zugereiste ethnische Identität und Kultur mit jener Kultur der neuen Heimat, in den Vereinigten Staaten die anglo-sächsische, unvereinbar ist und sich die beiden gegenseitig ausschließen. Akkulturation oder Assimilation werden daher in diesem Modell als Synonyme verwendet und bezeichnen die vollständige Aufgabe von ethnischen Traditionen und Gepflogenheiten und die ausnahmslose und systematische Akzeptanz der Wertvorstellungen und Normen der neuen Umgebung. Dieses Modell geht weiter davon aus, dass mit der Aufgabe der eigenen Kultur und Traditionen in der Folge die Identifizierung mit dem Herkunftsland oder der ethnischen Gruppe abnimmt – je assimilierter ein

---

Für näheren Einblick in Alba & Nees Redefinitionsversuche des Begriffes Assimilation siehe Alba & Nee 1997.

75 siehe Altschul, Oyserman & Bybee 2008: 303

76 siehe Parrado & Morgan 2008: 652

77 siehe Porter & Washington 1993: 142-143

Individuum, desto negativer seine oder ihre Reaktion auf Aspekte der Herkunftsgruppe.

Das bi-kulturelle oder zweidimensionale Modell hingegen betrachtet ethnische Identität und die Kultur der neuen Umgebung als zwei separate Dimensionen, die parallel existieren können. Dieser Ansatz geht davon aus, dass ein Individuum sich an die Kultur der neuen Heimat anpassen, gleichzeitig jedoch auch Traditionen und Bräuche der alten Heimat aufrechterhalten und sich damit identifizieren kann. In jüngerer Zeit wurde dieses Modell verstärkt durch den dritten Ansatz, das multidimensionale oder pluralistische Konzept der Akkulturation und Assimilation, ersetzt. In dieser Theorie werden Akkulturation und Assimilation als komplexe Phänomene behandelt, es wird argumentiert, dass die Akzeptanz von neuen Traditionen sowie der Erhalt der gewohnten Kultur nach Aspekt und Kontext variieren. Ein Mensch mag beispielsweise am Arbeitsplatz Englisch sprechen, sich zu Hause mit seiner Familie jedoch auf Spanisch verständigen – Assimilation und Akkulturation sind somit vom Kontext und der Situation abhängige Prozesse. Sowohl im bi-kulturellen als auch im multidimensionalen Modell bleiben Stolz auf und Identifikation mit der ethnischen Gruppe bestehen.<sup>78</sup>

In Bezug auf den Grad der Anpassung spielen nun häufig sozioökonomische sowie persönliche Faktoren eine Rolle. In der ersten Zeit nach der Ankunft eines Einwanderers in Amerika bevorzugten es viele Immigranten, sich in der Nähe bereits etablierter ethnischer Gruppen niederzulassen, einerseits aus Gründen der kollektiven Identität und Identifizierung mit dieser Gruppe sowie der Notwendigkeit der Unterstützung durch diese Gruppe zu Beginn des neuen Lebens, andererseits aber auch aufgrund von fehlenden finanziellen Mitteln sich in der Umgebung der dominanten Gruppe, der Weißen im Falle der Vereinigten Staaten, niederzulassen. Theoretiker gehen davon aus, dass diese Einwanderer mit der Zunahme von sozioökonomischen Status, beispielsweise durch das Verbessern ihrer Englischkenntnisse oder durch mehr Einkommen, auch einen Wunsch nach Verlassen der ethnischen Gruppe verspüren und

---

78 siehe Porter & Washington 1993: 142-143

somit Wohnorte in der Nähe der anglo-amerikanischen Bewohner suchen<sup>79</sup>. Die Diskriminierungen und Vorurteile, denen sie bei dieser Suche oft ausgesetzt sind, werden im Kapitel über Wohnortsegregation näher behandelt.

In Hinblick auf die einleitend erwähnte Fragestellung sind die nun erläuterten Begriffe von zentraler Bedeutung: In wie weit ist im Alltagsleben der Mexikaner in Amerika ein Weiterführen von Traditionen spürbar, was auf ein starkes Heimatgefühl schließen lässt, in wie weit behalten hispanische Immigranten ihre eigenständige Kultur und wie stark ist der Grad der Assimilation? Auf all diese Fragen wird versucht in den Kapiteln 4 bis 7 in Hinblick auf ausgewählte Aspekte wie Familiengründung, Religion, Wohn- und Arbeitsplatz sowie politische Orientierung Antworten zu finden. Vorerst soll, mit der eben besprochenen Hintergrundinformation bezüglich Assimilation, jedoch die aktuelle Lage aus der Sicht der dominanten Bevölkerung, der anglo-amerikanischen Weißen, besprochen werden.

---

79 siehe Iceland & Scopilliti 2008: 80

### 3. Die USA als Kontaktzone

Kontaktzone als Begriff wurde von Mary Louise Pratt geprägt und ist im Kontext dieser Arbeit von großer Bedeutung. Als Kontaktzone – „contact zone“ – wird ein Raum bezeichnet, in dem verschiedenste Kulturen aufeinandertreffen und oftmals in Konflikt miteinander stehen. Diese Kontaktsituation ist häufig gekennzeichnet von asymmetrischen Machtverhältnissen, weswegen zwischen den Kulturen ein ständiger Kampf um die Vormachtstellung ausgefochten wird.<sup>80</sup> Die USA, und im kleineren Ausmaß auch Los Angeles, können ausgehend von dieser Definition somit klar als Kontaktzonen bezeichnet werden – unterschiedlichste ethnische Gruppen treffen aufeinander, die Kontaktsituation ist oftmals von gegenseitigem Misstrauen, Konflikten und Vorurteilen geprägt. Wie das folgende Kapitel zeigen soll, forcieren Medien, die Politik aber auch die Wissenschaft diesen Konflikt anstatt ihn zu entschärfen, indem sie die hispanischen Immigranten beispielsweise als der Integration gegenüber negativ und unwillig darstellen.

Als einer der bekanntesten Vertreter einer negativen, abwehrenden Einstellung gegenüber den Hispanics und deren vermeintlich nicht vorhandenen Integration in die US-amerikanische Gesellschaft ist Samuel Huntington zu nennen, der besonders in Artikeln wie „The Hispanic Challenge“ oder auch in seinem Buch „Who Are We? The Challenges to America’s National Identity“ gegen die Präsenz hispanischer Immigranten in den USA argumentierte. Seine Darstellung spanischsprachiger Immigranten als Problem und Herausforderung für die nordamerikanische nationale Identität beruht auf seiner Überzeugung, dass die Identität Nordamerikas im 17. und 18. Jahrhundert durch die Normen, Wertvorstellungen und die Kultur der überwiegend weißen, britischen Einwanderer protestantischen Glaubens geschaffen wurde. Er argumentiert ferner, dass die Einwanderer des 19. Jahrhunderts – die in der Einleitung angesprochenen Deutschen, Iren oder Skandinavier – sich problemlos assimilierten, indem sie die amerikanische Lebensweise ohne Beanstandung

---

<sup>80</sup> siehe Pratt 1991: 34

übernahmen und somit keine Bedrohung für die Identität der Amerikaner darstellten<sup>81</sup>: „people who were not white Anglo-Saxon protestants have become American by adopting America’s Anglo-Protestant culture and political values“<sup>82</sup>. Die Lage veränderte sich jedoch laut dem Autor gegen Ende des 20. Jahrhunderts, als sehr viele lateinamerikanische und besonders mexikanische Einwanderer nach Amerika kamen. Er argumentiert, dass besonders die hohe Geburtenrate, die kontinuierliche Einwanderung sowie die von ihm empfundene Weigerung der Einwanderer zu assimilieren und Englisch zu lernen, unweigerlich zu einem allmählichen Verlust der amerikanischen Identität führen würden. Dies, so schlussfolgert er, brächte unabwendbar eine Teilung der Vereinigten Staaten in ein Land mit zwei Sprachen und zwei Kulturen mit sich.<sup>83</sup> Folgendes Zitat des Akademikers fasst seine negative Einstellung gegenüber den Immigranten und der von ihm so gefühlten Bedrohung durch diese Bevölkerungsgruppe gut zusammen: „Americans should not let that change happen unless they are convinced that this new nation would be a better one“.<sup>84</sup>

Obwohl Huntington sich positiv gegenüber früheren Immigrantengruppen und deren, laut ihm, gelungener Assimilation äußert, geht die Angst vor Einwanderern, vor dem „browning of America“<sup>85</sup>, und die damit einhergehende Intoleranz jedoch sogar bis ins frühe 18. Jahrhundert zurück, wo beispielsweise Benjamin Franklin folgendes Zitat bezüglich der Einwanderung deutscher Bevölkerungsgruppen tätigte:

I have great misgivings about these immigrants because of their clannishness, their little knowledge of English, their press, and the increasing need of interpreters... I suppose in a few years [interpreters] will also be needed in the [congress] to tell one-half of our legislators what the other half say.<sup>86</sup>

---

81 siehe Huntington 2004 Challenge: 31

82 siehe Huntington 2004 Who are We: 61 zitiert in Kaag 2008: 113

83 siehe Huntington 2004 Challenge: 32, 36, 44-45

84 siehe Huntington 2004 Challenge : 45

85 siehe Johnson, Farrell & Guinn 1997: 1060

86 siehe Yzaguirre et al. 2004: 4

Die Sorge um die Nicht-Assimilation bestimmter Bevölkerungsgruppen und die Angst, dass deren Vorliebe, in der eigenen ethnischen Gruppe zu leben und ihre Kultur und Sprache in der neuen Umgebung aufrecht zu erhalten, sich negativ auf die US-amerikanische Gesellschaft auswirken könnte, beschäftigt Amerika also nicht erst seit Huntington.

Wie Studien nun belegen, hegen US-Amerikaner größtenteils eine sehr negative Einstellung gegenüber den Immigranten, insbesondere jenen aus Lateinamerika. Die Mehrheit geht davon aus, dass die Einwanderer eine Bürde für den Arbeits- und Immobilienmarkt sowie das Gesundheitswesen sind, die amerikanischen Traditionen und den amerikanischen Lebensstil in großem Ausmaß bedrohen. Gleichzeitig sehen viele die Vormachtstellung der englischen Sprache als gefährdet.<sup>87</sup> Diese negative Haltung äußerte sich in Los Angeles besonders in den bereits erwähnten Unruhen um Proposition 187, deren Auslöser zum größten Teil in jahrelangen Spannungen und Konflikten zwischen den in den USA geborenen Bürgern von Los Angeles und den kürzlich zugezogenen Einwanderern zu finden sind: während 1960 noch nahezu zwei Drittel der Bevölkerung Los Angeles' weiß und nicht hispanischen Ursprungs waren, so wurde die Mehrheit der Bevölkerung im Jahr 1990 aus eingewanderten ethnischen Gruppen gebildet, wovon jene mit hispanischer Herkunft ein Drittel ausmachten.<sup>88</sup>

Es stellt sich in der Folge klarerweise die Frage nach Gründen für diese negative Haltung. Huntingtons Argumentation bezüglich des Widerwillens der Einwanderer sich zu assimilieren und den US-amerikanischen Lebensstil zu übernehmen bietet einen Ausgangspunkt für die Beantwortung dieser Überlegung. Glen Spencer, Politiker in Kalifornien, drückte sich in Bezug auf die Frage der Assimilation ähnlich wie Huntington aus: „What we have in Southern California is not assimilation; it's annexation by Mexiko“.<sup>89</sup> Mediale

---

87 siehe Johnson, Farrell & Guinn 1997: 1061

88 siehe Johnson, Farrell & Guinn 1997: 1072; Für nähere Informationen bezüglich der Veränderung der demographischen Zusammensetzung Los Angeles, auch bezüglich der sich daraus ergebenden Spannungen zwischen Afro-Amerikanern und Hispanics siehe Johnson, Farrell & Guinn 1997.

89 Glen Spencer zitiert in Adams, Bean, Chavez & Zhou 2000: 36

Darstellungen und Aussagen von Politikern wie Spencer schüren also weiter das Feuer und tragen zur Bildung von Stereotypen bei: „negative media portrayals of minorities stimulate racism; perpetuate discrimination, stereotypes, myth, and social distance“<sup>90</sup>. Die Medien heben Ereignisse oder Daten in größerem Ausmaß hervor beziehungsweise selektieren und manipulieren deren Darstellung und schaffen somit ein Bild von Einwanderern, welches nicht immer belegbaren Tatsachen entspricht: „The news creates a negative public image of racial minorities [...] that casts them as having or causing problems in society“<sup>91</sup>. In vielen Nachrichtenbeiträgen werden Immigranten entweder als kriminell, als Bandenmitglieder oder als nicht im Besitz eines legalen Aufenthaltsstatus dargestellt oder sogar gänzlich von der Berichterstattung ausgeschlossen. Auch dies führt in der Folge zu einer negativen Darstellung, welche durch kontinuierliche Wiederholung in der öffentlichen Meinung verankert wird: „Since Anglos have no other source about minorities but media depictions, their perceptions of Hispanics become negative and distrustful“.<sup>92</sup>

Ein Beispiel hierzu ist die Assoziation der Einwanderer mit einer steigenden Kriminalitätsrate. Das Vorurteil vieler US-Amerikaner besteht in dem Glauben, dass, selbst wenn Einwanderer sich durch Arbeit und Hingabe ihren Weg in die US-amerikanische Gesellschaft erarbeiten, deren Kinder doch zwischen zwei Welten gefangen bleiben, was unweigerlich, der öffentlichen Meinung gemäß, den Schritt in die Kriminalität bedeutet. Obwohl Strafjustiz und Polizei offiziell eine neutrale Haltung gegenüber Hispanics einnehmen, wird die Wahrnehmung der Bevölkerung, wie Hagan und Palloni argumentieren, häufig durch überhöht dargestellte Kriminalitätsraten hispanischer Einwanderer manipuliert. Diese verfälschte Darstellung basiert vorwiegend auf spezifischen Anforderungen des nordamerikanischen Arbeitsmarktes: es besteht in den Vereinigten Staaten großer Bedarf an ungelernten Niedriglohnarbeitern aus dem Ausland. Diese

---

90 siehe Sizemore & Milner 2004: 766

91 siehe Sizemore & Milner 2004: 767

92 siehe Sizemore & Milner 2004: 767

Für nähere Informationen bezüglich der Reaktion Hispanics auf negative Mediendarstellungen siehe Sizemore & Milner 2004.

unqualifizierten Arbeiter sind vorwiegend junge Männer, welche grundsätzlich anfälliger für Verwicklung in Straftaten sind als ältere Mitmenschen. Hinzu kommt weiters, dass die Risiken eines Immigranten für eine kriminelle Aktivität, wie beispielsweise ein Drogendelikt, verhaftet zu werden laut der Studie von Hagan und Palloni zweimal so hoch sind wie die eines US-Bürgers. Darüber hinaus bleiben Einwanderer nach dem ersten Verhör vergleichsweise häufiger in Haft als weiße US-Amerikaner, einerseits um somit ihre Anwesenheit bei den Prozessen sicherzustellen und andererseits, da sie selbst keine Möglichkeit haben eine Kaution zu hinterlegen.

All diese Gründe erklären nun eindeutig, warum Gefängnisstatistiken einen überdurchschnittlich hohen und gleichzeitig manipulierten Prozentsatz von hispanischen Insassen aufweisen: es gibt eine höhere Anzahl von jungen hispanischen Immigranten in den Vereinigten Staaten im Vergleich zu älteren Personen und die Polizei und Strafjustiz macht klare Unterschiede bei der Behandlung von Immigranten und US-Bürgern, was in der Folge zu eben diesen verzerrten Gefängnisstatistiken führt, welche nicht auf die eigentliche höhere Kriminalität der hispanischen Immigranten, sondern auf Struktur und Aufbau des amerikanischen Arbeitsmarktes und der US-amerikanischen Justiz zurückzuführen sind. Tatsache ist, dass Immigranten in Staatsgefängnissen einen unauffälligen Anteil von 4-7% ausmachen; Studien wie beispielsweise die von Lee, Martinez und Rosenfeld<sup>93</sup> belegen zusätzlich, dass Immigration keinerlei Einfluss auf die Kriminalitätsrate generell hat - in der Öffentlichkeit bleibt das stereotype Bild des kriminellen Immigranten jedoch verhaftet.<sup>94</sup>

Ein weiterer Grund für die negative Haltung vieler Amerikaner gegenüber hispanischen Immigranten ist die Auffassung der Einwanderer als Bürde für Amerika durch die Beanspruchung von Institutionen wie Gesundheitswesen, öffentliche Schulen oder eben Justiz. Studien sowie die Meinung vieler Menschen besagen, dass Immigranten in Bezug auf Kosten und Nutzen den

---

93 siehe Lee, Martinez & Rosenfeld 2001: 571

94 siehe Hagan & Palloni 1999: 617-619, 621, 626; vgl. auch Moore 1985: 2

Für eine Untersuchung der gängigen, populären Meinung bezüglich der Gründe für kriminelle Aktivitäten von Immigranten siehe Lee, Martinez & Rosenfeld 2001.

Vereinigten Staaten keinerlei Vorteile bringen – im Gegenteil, ihre von vielen als Ausnutzung des Staates und seinen Institutionen empfundene Präsenz in Amerika belastet die Nation und kostet sie mehr, als an Steuergeld von dieser Gruppe gezahlt wird. Ebenso jedoch wie der Auffassung, dass ein Großteil der Immigranten kriminell ist, kann auch dieser Vorstellung durch das Gegenteil behauptende Studien widersprochen werden: zahlreiche Experten argumentieren, dass, abgesehen von der Zahlung ihrer Steuern, Immigranten einen erheblichen Beitrag zur Wirtschaft Amerikas leisten. Da Immigranten aus Mangel an Jobangeboten und Erfahrungen, wie im Kapitel über Arbeitsplatzsegregation noch näher erläutert wird, häufig jene Arbeiten verrichten, die US-Amerikaner mit besseren Chancen oder Ausbildung sich weigern zu tätigen, tragen sie dazu bei, dass gewisse Branchen in Amerika erhalten bleiben. Darüber hinaus spielen sie eine wichtige Rolle in der Belebung und Revitalisierung von verlassenen Stadtbereichen, unter anderem durch die Eröffnung von ethnischen Geschäften, die wiederum Arbeitsplatzmöglichkeiten bieten.<sup>95</sup> Es ist natürlich unbestritten, dass Immigranten die US-amerikanischen Institutionen in Anspruch nehmen, ihre Beiträge zur Wirtschaft dürfen jedoch nicht außer Acht gelassen werden, da diese das Argument, dass Immigranten nur eine Bürde seien, völlig entkräften.

Schlussendlich bietet Leo Chavez eine interessante Theorie bezüglich der Gründe für die negativen, gegen Immigranten gerichteten Ansichten der Gesellschaft: er beobachtete eine Fluktuation von ausländerfeindlicher Haltung in Relation zu der wirtschaftlichen Situation des Landes. Während des Konjunkturrückganges der späten 1970er Jahre gab es in den Vereinigten Staaten eine hohe Arbeitslosigkeit und gleichzeitig eine Zunahme an ausländerfeindlicher Einstellung und den Ruf nach restriktiverer Einwanderungspolitik. Zu Beginn der 1990er Jahre ging die Arbeitslosigkeit zurück, während gleichzeitig der Bedarf an billigen Arbeitskräften stieg, was sich in einem Rückgang der negativen Äußerungen gegenüber Immigranten

---

95 siehe Suárez-Orozco 1996: 155-156; vgl. auch Johnson & Lichter 2008: 343; vgl. auch Lee, Martinez & Rosenfeld 2001: 564

deutlich bemerkbar machte.<sup>96</sup> Einwanderer werden also, wie Chavez erklärt, mit den wirtschaftlichen Problemen eines Landes in Verbindung gebracht und häufig auch dafür verantwortlich gemacht: „it’s a misperception of all those larger issues that’s creating the set of relationships that people see in their immediate surroundings“<sup>97</sup>. Anders formuliert, in einem von Frustration, Angst und Unsicherheit geprägten Klima werden jene, die am wenigsten der dominanten Gruppe ähneln, als die Wurzel allen Übels hervorgehoben.<sup>98</sup>

Suárez-Orozco spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Projektion von negativen Charakteristiken auf eine andere Gruppe: die Immigranten werden als „die anderen“ dargestellt – es bildet sich eine binäre Opposition und eine wir-vs.-sie Mentalität. Diese Repräsentation befriedigt primitive psychologische Bedürfnisse, die sich in Zeiten der Unsicherheit, beispielsweise in der Folge von wirtschaftlichen Veränderungen, entwickeln. Auf diese „Anderen“ werden alle Sorge und Ängste, mit denen auf andere Art und Weise nicht umgegangen werden kann, projiziert, die Gruppe der Einwanderer bekommt sämtlichen negativen Ballast der dominanten Gruppe aufgeladen: „[...] we often use ‚others‘ to contain our anxieties and focus our aggression“<sup>99</sup>. Aus der Sicht der dominanten Gruppe kann somit ohne Schuldgefühl der Wunsch nach Einschränkung oder Ende der Immigration laut geäußert werden.<sup>100</sup>

Die eben besprochenen Erklärungen für die oft negative Haltung gegenüber Einwanderern – Kriminalität, finanzielle Bürde und psychologische Projektion von negativen Charakteristiken in Krisensituationen – sind klarerweise nur Versuche für eine Auseinandersetzung mit diesem Phänomen. Oft spielen selbstverständlich auch individuelle Erfahrungen eine große Rolle in der Meinungsbildung einer Person. Was jedoch in zahlreichen Studien und eben besonders in Samuel Huntingtons Artikel und Buch immer wieder diskutiert

---

96 siehe Adams, Bean, Chavez & Zhou 2000: 37-38

97 siehe Adams, Bean, Chavez & Zhou 2000: 46

98 siehe Suárez-Orozco 1996: 158

99 siehe Suárez-Orozco 1996: 363

100 siehe Suárez-Orozco 1996: 157-158

wird, ist die Frage der Assimilation – häufig wird Einwanderern und insbesondere jenen aus Südamerika vorgeworfen, sich gegen Assimilation und Integration zu wehren und „America’s Anglo-Protestant cultural character“<sup>101</sup> nicht übernehmen zu wollen. Im nun folgenden Hauptteil dieser Arbeit soll nun anhand von Studien untersucht werden, in wie weit solche Befürchtungen bezüglich einer Weigerung zur Anpassung der hispanischen Bevölkerung, und im Kontext dieser Arbeit insbesondere der mexikanischen, belegbaren Tatsachen entsprechen. Es wird hierbei auf bestimmte Aspekte der Assimilation wie Familienleben und, in Hinblick auf Huntingtons so empfundenen anglo-protestantischen Kern der amerikanischen Identität, auf Religionszugehörigkeit sowie auf die Situation am Wohn- und Arbeitsplatz eingegangen, um abschließend beurteilen zu können, in wie weit sich anhand der Aussagen dieser Studien ein Bogen zu der Frage nach dem Heimatgefühl spannen lässt.

---

101 siehe Kaag 2008: 115

## 4. Assimilation im privaten Bereich

### 4.1. Wohnen in Großfamilien

Im Kontext der Assimilation im privaten Bereich soll zu Beginn das Familienleben genauer betrachtet werden. Studien zeigen, dass Familiennetzwerke eine wichtige Rolle im Anpassungs- und Niederlassungsprozess spielen. Speziell unmittelbar nach der Ankunft in der neuen Heimat kommen viele Einwanderer vorerst bei Verwandten unter. Besonders mexikanische Immigranten suchen die Hilfe von Angehörigen und Freunden in Amerika oft bereits vor der eigentlichen Auswanderung, unter anderem zur Überquerung der Grenze, zur Arbeitsplatzbeschaffung oder aber auch nach der Immigration zur gegenseitigen Unterstützung beispielsweise in der Kinderbetreuung. Diese sich dadurch erweiternden Familienstrukturen scheinen traditionelle hispanische soziale und kulturelle Werte und Normen widerzuspiegeln: der Unterstützung durch Familie und der Verbundenheit zu ihr sowie der Kultur der Heimat, welche durch den engen Familienkontakt zusätzliche Bedeutung erhält, wird ein hoher Stellenwert zugesprochen.<sup>102</sup>

Interessanterweise zeigt ein Blick auf die aktuelle Wohnsituation in Mexiko, dass die Vorstellung, dass mexikanische Einwanderer hauptsächlich der Kultur wegen in Großfamilien wohnen, auf einem Stereotyp beruht: Demographische Daten belegen, dass Menschen in Mexiko bevorzugt mit ihrer Kernfamilie leben: So zeigte die Volkserhebung Mexikos im Jahr 2005, dass rund 97% der Bewohner der Haushalte Mexikos zur Familie und rund zwei Drittel dieser Zahl darüber hinaus zur Kernfamilie gehörten. Nur ein Drittel entstammt der erweiterten Familie und nicht der Familie angehörige Personen machten nur einen geringen Prozentsatz der Bewohner eines Haushaltes aus. Ähnliche Zahlen zeigten sich auch in den Jahren 2000 und 1990.<sup>103</sup> Die Bevorzugung des Lebens in Kernfamilien scheint zwar keine moderne Entwicklung zu sein,

---

102 siehe Blank 1998: 35-37

103 siehe <http://www.inegi.org.mx/sistemas/sisept/default.aspx?t=mhog08&s=est&c=22231>, 12.08.2012

das stereotype Bild der mexikanischen Großfamilie bleibt bei vielen US-Bürgern jedoch bestehen. Es wird in der Folge argumentiert, dass mexikanische Einwanderer sich durch das Zusammenleben in Großfamilien der Assimilation verwehren: die Familien erhalten die gewohnte Kultur und Sprache aufrecht, Arbeitsplätze werden mithilfe von Beziehungen, oftmals in ethnischen Unternehmen, gefunden – der Kontakt mit der Kultur Amerikas und die Übernahme des US-amerikanischen Lebensstils sind somit nicht notwendig. Der Übergang zu Wohnstrukturen, die nur aus einer Kernfamilie oder sogar alleinstehenden Personen bestehen, würde, im Gegensatz dazu, daher eine Dimension im Prozess der Assimilation hin zur US-amerikanischen Kultur reflektieren.<sup>104</sup>

Wie sieht nun in der Folge die Lage von mexikanischen Immigranten in den Vereinigten Staaten tatsächlich aus? Wird das von Mexiko her gewohnte Leben in der Kernfamilie auch in den USA aufrecht erhalten oder leben die Immigranten tatsächlich, dem Stereotyp gemäß, in Großfamilien und verweigern sich somit der Assimilation? Blanks Untersuchung der Lebensumstände von 1128 Mexikanern in Amerika zeigt interessante Ergebnisse in Bezug auf die Wohnsituation neu ankommender mexikanischer Einwanderer. Lediglich 48% der männlichen mexikanischen Immigranten leben in einem Einfamilienhaushalt, wohingegen 62% der in Amerika geborenen Mexikaner in einer solchen Wohnform leben. Interessanterweise ist die Situation für den weiblichen Teil der Befragten entgegengesetzt: 61% der mexikanischen Einwanderinnen leben in einem Einfamilienhaushalt, während nur 51% der in den USA geborenen in einem solchen Haushalt wohnen.<sup>105</sup> Die Situation für Männer zeigt nun also deutlich eine Assimilierung zur US-amerikanischen Tradition der Einfamilienhäuser – Neuankömmlinge wohnen zum Großteil in Mehrfamilienhaushalten, in den USA geborene Angehörige der zweiten Generation brechen jedoch von der Großfamilie weg und bevorzugen mehrheitlich Einfamilienhäuser.

---

104 siehe Blank 1998: 37

105 siehe Blank 1998: 45

Blank bietet darüber hinaus eine mögliche Erklärung für die größere Anzahl von weiblichen Einwanderern in Einfamilienhäusern: Sie argumentiert, dass weibliche mexikanische Einwanderinnen oft ihren bereits früher emigrierten Partnern in die USA folgen – diese Ehemänner oder Verlobten hatten bereits Zeit, sich in den USA zu etablieren, wodurch sie im Assimilationsprozess weiter fortgeschritten und daher oft leichter in der Lage sind, einen unabhängigen Haushalt zu gründen.<sup>106</sup> Bedeutend für die Frage nach der Wohnsituation ist auch der Familienstand: ein verheirateter Einwanderer lebt fünf Mal häufiger in einem Einfamilienhaushalt als ein unverheirateter, neu angekommene Familien mit Kindern sogar 14 Mal häufiger.<sup>107</sup>

Wie erklärt sich nun jedoch, dass ein großer Teil der neu ankommenden mexikanischen Immigranten entgegen der mexikanischen Tradition in Mehrfamilienhäusern wohnt? Zwei Kriterien, die im Anschluss näher erläutert werden, scheinen sich, laut Blank, auf die Entscheidung zwischen Leben in der Groß- oder in der Kernfamilie auszuwirken: wirtschaftliche Ressourcen einerseits und Veränderungen in den privaten Lebensumständen andererseits<sup>108</sup>.

Wie bereits erwähnt, sind Einwanderer nach Amerika besonders zu Beginn ihres Aufenthalts auf die Hilfe von anderen angewiesen. Die Suche nach einem Arbeitsplatz, die ungewohnte Umgebung, Kultur und Sprache und, solange noch kein Arbeitsplatz gefunden wurde, die ungeklärte finanzielle Lage, machen es schwierig beziehungsweise oft unmöglich, einen eigenen Haushalt zu gründen. Findet sich eine Beschäftigung, so ist diese häufig schlecht bezahlt, bietet wenige Vergünstigungen und ist darüber hinaus nicht selten befristet. Gleichzeitig bringt die Haushaltsgründung jedoch große Kosten mit sich – Einrichtung, Möbel und eventuelle Renovierungen belasten das Budget enorm. Die Ausgaben multiplizieren sich um das Vielfache, wenn Einwanderer mit Kindern nach Amerika kommen – Kleidung muss häufiger ersetzt werden, Krankheiten müssen behandelt und Arztrechnungen bezahlt werden. Aufgrund

---

106 siehe Blank 1998: 49

107 siehe Blank 1998: 47

108 siehe Blank 1998: 38-39

dieser wirtschaftlichen Situation ist es für Immigranten oft einfacher, mit anderen Angehörigen ihrer ethnischen Gruppe einen Haushalt und somit die Kosten für Miete, Versicherung und notwendige Anschaffungen zu teilen.<sup>109</sup> Wirtschaftliche Ressourcen beziehungsweise das Nicht-Vorhandensein dieser wirken sich in der Folge auf die Entscheidung aus, ob ein Immigrant im Großfamilienverband lebt oder nicht.

Der zweite Faktor betrifft Veränderungen im Leben der Immigranten. Blank argumentiert, dass die Art der Wohnform in den USA eine Reflektion von Lebensereignissen ist, welche eng mit sich verändernder Abhängigkeit, wirtschaftlichen Notwendigkeiten und dem Wunsch nach Privatsphäre im Zuhause eines Menschen zusammenhängen. In Mexiko leben junge Menschen für gewöhnlich bis zu ihrer Eheschließung mit ihrer Familie zusammen, Kosten für Miete und Leben werden dadurch gespart, während gleichzeitig Arbeitserfahrung gesammelt wird, um sich auf wirtschaftliche Unabhängigkeit vorbereiten zu können. Unmittelbar nach der Eheschließung ist jedoch der Wunsch nach Privatsphäre besonders groß – junge Paare gründen eigene Haushalte, in denen sie unabhängig leben. Diese Indikatoren – Alter, wirtschaftliche Abhängigkeit, Familienstand und Kinder – können daher direkt mit Wohnarrangements in Verbindung gebracht werden.<sup>110</sup> Da mexikanische Einwanderer nach Amerika meist relativ jung – 2010 lag das Durchschnittsalter bei 25 Jahren<sup>111</sup> – und oft unverheiratet sind und sich gleichzeitig durch Emigration und die oben angesprochene finanzielle Situation in einem Lebensabschnitt befinden, in dem unabhängiges Wohnen schwer finanzierbar ist, ist für viele das Leben mit Familienmitgliedern oder Bekannten die einzige Möglichkeit in Amerika zu wohnen.<sup>112</sup> Wie sich jedoch in der Studie der Lebenssituation mexikanischer Einwanderer von Blank zeigte, ändert sich dies

---

109 siehe Blank 1998: 38

110 siehe Blank 1998: 39

111 siehe <http://www.pewhispanic.org/2012/06/27/country-of-origin-profiles/> 12.08.2012

112 siehe Blank 1998: 39

mit Eheschließung oder Familiengründung, was den Wunsch nach mehr Privatsphäre reflektiert.

Natürlich weist die Studie von Blank auch darauf hin, dass es sehr wohl Immigranten gibt, welche mit entfernten Familienmitgliedern oder Bekannten leben. Blank betont jedoch, dass dies vorwiegend dann der Fall ist, wenn es wirtschaftliche Vorteile bringt. Sobald das Teilen eines Haushaltes jedoch mehr Nachteile bedeutet (in Bezug auf Kostenteilung im Vergleich zum psychologischen Stress, den überfüllte Räume bedeuten), entscheiden sich Menschen für Einfamilienhaushalte.<sup>113</sup>

Die Entscheidung, nach der Einwanderung in einer Großfamilie oder mit Bekannten zu leben hängt also in den meisten Fällen nicht mit einer persönlichen negativen Haltung gegenüber Assimilation und Integration in die amerikanische Gesellschaft zusammen, sondern kann als Notwendigkeit und Reaktion auf die Bedingungen der neuen Umgebung gesehen werden. Darüber hinaus zeigen die Zahlen der Volksbefragungen in Mexiko, dass sich die Wohnarrangements in Mexiko nicht sehr stark von jenen in Amerika unterscheiden: Einfamilienhaushalte sind die Norm in Mexiko, Mexikaner leben häufiger mit ihren Kernfamilien und bevorzugen die Gründung eines eigenen Haushalts mit Eheschließung und Geburt von Kindern. Die öffentliche Meinung, geprägt, wie Blank argumentiert, von Xenophobie, vertritt jedoch die Auffassung, dass Immigranten in großen Haushalten leben, da sie aus Tradition große Familien bevorzugen. Diese Haushalte symbolisieren für viele Amerikaner unhygienische Lebensbedingungen, Armut und den Beginn von Kriminalität; es wird in der Folge behauptet, dass das Leben in der Großfamilie somit eine negative Haltung gegenüber Assimilation und der Übernahme des amerikanischen Lebensstils bedeutet.<sup>114</sup> Wie dieses Kapitel, basierend auf der Studie Blanks, jedoch zeigt, handelt es sich hierbei um ein Stereotyp und ein nicht belegbares Vorurteil:

---

113 siehe Blank 1998: 49

114 siehe Blank 1998: 51

Sharing a home with extended kin or nonrelatives is not the norm for immigrants or U.S. natives of Mexican heritage. [...] The data suggests that both immigrants and U.S. natives move in with extended kin or nonrelatives – or invite these individuals to share their home – when it is economically advantageous to do so. In this sense, sharing a home with extended-family or other nonrelated adults is an economic strategy for creating a more financially secure environment for oneself or one's family.<sup>115</sup>

Die Ergebnisse zeigen deutlich, dass Immigranten und Mexican-Americans der zweiten Generation aus Notwendigkeit und nicht aufgrund ihrer Kultur in Großfamilien leben – dem Vorwurf der verweigeren Assimilation und negativen Einstellung gegenüber der Integration kann in diesem Kontext somit klar widersprochen werden.

## **4.2. Aspekte des Familienlebens**

Verbunden mit der Wohnsituation hispanischer Einwanderer soll nun im folgenden Unterkapitel das Familienleben mexikanischer Einwanderer in den USA als ein weiterer wichtiger Punkt der Assimilation im privaten Bereich näher behandelt werden. Hierfür werden Aspekte der Fertilität, Präferenzen für Söhne, Namensgebung und Vater-Kind-Beziehungen unter dem Blickwinkel der Integration und Anpassung genauer diskutiert.

### **4.2.1. Fertilitätsrate**

Grundsätzlich sind Werte und Überzeugungen bezüglich des Familienlebens, beispielsweise die Zahl der Kinder, die sich ein Paar wünscht, wichtige Aspekte in einer Diskussion von Assimilation. Sie reflektieren unter anderem den Grad der kulturellen Anpassung und können sich in großem Ausmaß auf sozioökonomische Assimilation und Aufstieg auswirken. Anders formuliert, längere und höhere Ausbildung beispielsweise und die damit verbundenen

---

115 siehe Blank 1998: 51

besseren Chancen am Arbeitsmarkt sind oft inkompatibel mit einer großen Zahl von Kindern. Möchte ein Immigrant nun also in seiner neuen Heimat Fuß fassen und soziale Aufstiegschancen nutzen, so muss er gewisse Einstellungen und Verhalten, welche diesen Aufstieg behindern, ablegen und statt dessen Verhaltensmuster übernehmen, welche ihm beim Erlangen der Ziele nützlich sind, in diesem Kontext also eine geringere Anzahl von Kindern.<sup>116</sup>

Ein Bereich, welcher somit häufig im Kontext der Assimilation von Einwanderern besprochen wird, ist die Fertilitätsrate der Frauen. Zwischen 1990 und 2004 stieg der Prozentsatz der Geburten unter der hispanischen Bevölkerungsgruppe von 15% auf 23% an, der Anteil der mexikanischen Frauen an der gesamten Geburtenrate war sogar noch höher und stieg im selben Zeitraum von 9% auf 17%, wobei die totale Geburtenrate von mexikanischen Frauen 2004 bei 3.0 Kindern lag. Diese Daten erlangen erst Bedeutung im Vergleich mit der Geburtenrate der nicht-hispanischen Bevölkerung: die der mexikanischen Frauen ist 58% höher als die der nicht-mexikanischen. Diese hohen Fertilitätsraten liefern Vertretern der Auffassung, dass hispanische Migranten Assimilation unwillig gegenüber stehen, Argumente zur Untermauerung ihrer Befürchtungen: im Kontrast zu früheren europäischen Immigranten, deren Fertilitätsraten von Generation zu Generation abnahmen, scheinen hispanische Einwanderer gleichbleibend viele Kinder zur Welt zu bringen und sich nicht an US-amerikanische Normen anzupassen.<sup>117</sup> Ein Vergleich zwischen Einwanderern zweiter und dritter Generation zeigt sogar, dass Angehörige der dritten Generation im Durchschnitt mehr Kinder zur Welt bringen als jene der zweiten Generation.<sup>118</sup>

Dies scheint die oben angesprochenen Befürchtungen auf den ersten Blick zu bestätigen – in mexikanischen Familien findet in Hinblick auf die Fertilitätsrate keine Assimilation an die US-amerikanische Norm statt. Wie Parrado und Morgan jedoch klarstellen, kann ein Vergleich von momentan lebenden

---

116 siehe Parrado & Morgan 2008: 653

117 siehe Parrado & Morgan 2008: 651-652

118 siehe Parrado & Morgan 2008: 653, siehe dazu die Studien von Bean, Swicegood & Berg 2000; Frank & Heuveline 2005; Swicegood & Morgan 1999

Angehörigen der ersten, zweiten und dritten Generation keine allgemein gültigen Daten liefern; sie argumentieren, dass beispielsweise eine 40jährige Frau der zweiten Generation nicht die Mutter einer gleichaltrigen Person der dritten Generation sein kann, weswegen sich keine generationenübergreifenden Trends bei einer Untersuchung der Fertilität dieser Personen darstellen lassen können. Viel eher, so schlagen sie vor, müsse man anhand einer Langzeitstudie Mütter direkt mit ihren Töchtern und Enkelinnen vergleichen, um konkrete und gültige Aussagen treffen zu können.

Parrado und Morgan untersuchten daher, ausgehend von dieser Forderung, Daten aus den Jahren 1940 bis 2004 und stellten diesbezüglich folgende Hypothesen auf:

1. Die Fertilitätsrate mexikanischer Frauen wird infolge der Migration und als Konsequenz von Einflüssen sowohl von ursprünglicher Heimat als auch neuer Umgebung und der Anpassung an beide Orte zwischen den Quoten der beiden Länder liegen.
2. Die Fertilitätsrate mexikanischer Frauen wird sich im Laufe der Generation an die nicht-mexikanischer weißer Frauen anpassen.
3. Wenn sich die Fertilitätsrate mexikanischer Frauen über die Generationen hinweg an jene der US-Amerikanerinnen anpasst, so werden gesellschaftliche oder ökonomische Bedingungen wie beispielsweise Wirtschaftskrisen oder die Babyboom-Jahre ähnliche Fluktuationen in der Geburtenrate der zweiten und dritten Generation der Immigranten auslösen
4. Der Einfluss von Ausbildung auf die Fertilitätsrate mexikanischer Frauen wird sich über die Generationen hinweg stark bemerkbar machen, da Ausbildung Wissen und Zugang zu Informationen, beispielsweise über Geburtenkontrolle, vermittelt.<sup>119</sup>

---

119 siehe Parrado & Morgan 2008: 654-655

Bei der Analyse der Daten stellten Parrado und Morgan in der Folge fest, dass die Fertilitätsraten immigrierter mexikanischer Frauen zwar *insgesamt* höher als die von weißen Amerikanerinnen, jedoch *niedriger* als jene von Frauen in Mexiko sind: im Durchschnitt bekamen mexikanische Einwanderinnen zwei Kinder weniger als Frauen, die nach wie vor in Mexiko lebten. Dies bestätigt eindeutig die erste von ihnen aufgestellte Hypothese – die Fertilitätsrate von ausgewanderten Personen liegt zwischen den Quoten von Heimat und neuer Umgebung.<sup>120</sup> Als Erklärung für dieses Phänomen argumentieren Parrado und Morgan, dass mobile Personen, also Emigranten, weder voll in die neue soziale Gruppe integriert sind, noch das ganze Ausmaß an Traditionen und Erwartungen ihrer alten Heimat erleben. Sie befinden sich sozusagen in einer Zwischenwelt, in der das Verhalten und die Wertvorstellungen beider Kulturen ihren Einfluss ausüben.<sup>121</sup>

Darüber hinaus zeigt sich ein klarer Rückgang der Geburtenrate von der ersten bis zur dritten Generation, was die oben angesprochenen Limitationen einer Kurzzeitstudie und den Vergleich von simultan lebenden Personen in einer solchen bestätigt: in Parrado und Morgans Langzeitstudie offenbarte sich, dass sich die Zahl der Geburten für die erste Generation auf 4,3 Geburten pro Frau belief, bei der zweiten Generation auf 3,5 Kinder abnahm und schlussendlich auf 2,4 Kinder bei Frauen der dritten Generation sank, was somit eine Angleichung an die Rate US-amerikanischer weißer Frauen reflektiert<sup>122</sup>, die im Jahr 2009 bei 2 Kindern pro Frau lag<sup>123</sup>. Weiters spiegelt die Fertilitätsrate deutlich allgemeine Trends in der Zahl der Geburten wider: Fluktuationen der Geburtenrate ähneln stark jenen von Weißen und sind abhängig von äußeren Konditionen.<sup>124</sup>

Auch die letzte Hypothese ließ sich durch die Studie von Parrado und Morgan bestätigen: Frauen mit höherer Ausbildung wiesen weniger Geburten auf als

---

120 siehe Parrado & Morgan 2008: 655, 658

121 siehe Parrado & Morgan 2008: 654

122 siehe Parrado & Morgan 2008: 659, 669

123 siehe [http://www.cdc.gov/nchs/data/nvsr/nvsr60/nvsr60\\_01.pdf](http://www.cdc.gov/nchs/data/nvsr/nvsr60/nvsr60_01.pdf) 22.08.2012

124 siehe Parrado & Morgan 2008: 659, 669

jene mit geringerer. Die Untersuchung zeigte, dass sowohl für weiße als auch mexikanische Frauen der ersten und zweiten Generation jedes zusätzliche Jahr an Ausbildung die durchschnittliche Anzahl von Kindern um 5,5% reduzierte. Ein interessantes Ergebnis brachte die Untersuchung der Geburtenrate in Relation mit Ausbildung der dritten Generation: jedes Jahr an Ausbildung verringerte die Geburtenrate sogar um 6,5%. Diese Ergebnisse zeigen somit eine sehr starke Anpassung an die US-amerikanische Norm und widersprechen ein weiteres Mal der oben angeführten Behauptung, dass Angehörige der dritten Generation eine höhere Fertilitätsrate als die der ersten und zweiten Generation aufweisen.<sup>125</sup>

Abschließend kann nun also zusammengefasst werden, dass die Fertilitätsrate mexikanischer Frauen in sehr hohem Ausmaß jener von US-amerikanischen weißen Frauen ähnelt und über die Generationen hinweg einer starken Assimilation unterzogen wird. Eine kulturell bedingte Präferenz für Großfamilien kann nicht gefunden werden, stattdessen weisen Angehörige der dritten Generation mit hoher Ausbildung sogar eine niedrigere Geburtenrate als US-Amerikanerinnen auf. Wie Parrago und Morgan klarstellen, so ist es unbestritten, dass mexikanische Frauen generell gesehen zwar eine höhere Geburtenrate aufweisen als US-Amerikanerinnen, es zeigt sich jedoch, dass über die Generationen hinweg eine Annäherung stattgefunden hat und von einer solchen auch in Zukunft aufgrund der steigenden Bedeutung von Ausbildung ausgegangen werden kann – dem Vorwurf, dass die Einwanderer sich im Bereich der Fertilität und Geburtenrate nicht an die US-amerikanischen Normen anpassen, kann also anhand dieser Studie ebenfalls klar widersprochen werden.<sup>126</sup>

---

125 siehe Parrado & Morgan 2008: 665

126 siehe Parrado & Morgan 2008: 669

#### 4.2.2. Präferenzen für Söhne

Ein interessanter Faktor, welcher bei der Frage nach Familiengründung und Assimilation ebenfalls häufig erwähnt wird, ist die angenommene traditionelle Präferenz von Eltern für Söhne. Wie Unger und Molina erklären, kann eine Vorliebe für Söhne gegenüber Töchtern in verschiedenen traditionell orientierten Kulturen festgestellt werden. Eine große Zahl von Kindern, insbesondere Söhnen, wird mit Prestige und ökonomischer Sicherheit assoziiert und die Sehnsucht nach einer solchen Absicherung überwiegt oft die finanziellen Schwierigkeiten, die viele Kinder bedeuten. In Kulturen, in denen Frauen typischerweise eine große Anzahl von Söhnen bevorzugen, verwenden jene, die noch keinen Jungen zur Welt gebracht haben, bis zur Geburt von mindestens einem Sohn üblicherweise keine Verhütungsmethoden.

Kommt es nun zum Kontakt mit anderen Kulturen und anderen Wertvorstellungen – wird beispielsweise wie in Nordamerika der Geburt eines Jungen nicht mehr Bedeutung geschenkt als der eines Mädchens<sup>127</sup> – so ist die Frage nach dem Wunsch eines bestimmten Geschlechts des Kindes oft ein weiterer Aspekt, an dem der Grad der Assimilation gemessen wird. Der Zugang zu Ausbildung spielt, wie im vorigen Abschnitt bezüglich der Fertilitätsrate, auch in diesem Kontext eine große Rolle: jene Frauen, die über keine oder nur schlechte Englischkenntnisse verfügen und somit keinen Zugang zu Wissen über Verhütungsmethoden erlangen, bevorzugen häufiger eine große Zahl von Söhnen als jene, die besser integriert sind.<sup>128</sup>

Unger und Molinas Studie an 432 hispanischen Frauen im Alter von 18 bis 50 Jahren in Los Angeles liefert nun aufschlussreiche Einblicke in die Frage nach Assimilation in diesem Kontext. Bevor auf die Ergebnisse in Hinblick auf Sohn- oder Tochterpräferenzen näher eingegangen wird, müssen kurz einige Eckdaten der Befragten angegeben werden, um die Hintergründe und Lebensumstände in Relation zu den oben angeführten Einflüssen auf Vorlieben zu setzen. Das Durchschnittsalter der befragten Frauen lag bei 29,2 Jahren,

---

127 siehe Unger & Molina 1997: 286

128 siehe Unger & Molina 1997: 284

24% der Befragten verfügte zwar über einen Highschoolabschluss, 81% waren zum Zeitpunkt der Befragung jedoch nicht berufstätig, was auf einen eher niedrigen sozioökonomischen Status der Gruppe hinweist. Darüber hinaus gibt es auch Rückschlüsse auf die Art der Arbeit der Berufstätigen: Kassiererin, Fabrikarbeiterin, Schneiderin, Babysitter und Haushälterin waren die gängigsten Beschäftigungsarten. Ausgehend von diesem niedrigeren sozialen Status und der schlechteren Ausbildung lässt sich vermuten, dass die Befragten eine klare Tendenz zur Vorliebe von Söhnen und somit späterer wirtschaftlicher Sicherheit aufweisen.<sup>129</sup>

Im Kontext der Präferenz für Söhne ist darüber hinaus auch die eigene Herkunft und Familienzusammensetzung der Frauen von Bedeutung; in welcher Familienkonstellation wuchs eine Befragte selbst auf, welche Werte wurden ihr direkt von ihren eigenen Eltern oder indirekt durch deren Verhalten vermittelt? 75% der Befragten gaben an, mindestens zwei oder mehr Brüder zu haben, eine ähnlich hohe Zahl sprach von ebenfalls mindestens zwei oder mehr Schwestern, was auf eine Herkunft aus grundsätzlich sehr großen Familien hindeutet. In Unger und Molinas Studie wurden keine Angaben über die Abfolge von Sohn- oder Tochtergeburten gesammelt, es lässt sich daher nicht mit Sicherheit festhalten, ob die Eltern der Befragten *grundsätzlich* große Familien bevorzugten oder ob zuerst eine große Zahl von Töchtern zur Welt kam, was die Eltern dazu veranlasste bis zur Geburt eines Sohnes keine Empfängniskontrolle auszuüben. Die Herkunft aus großen Familien und die Erfahrungen, welche die befragten Frauen in diesen machten, haben diese jedoch mit Sicherheit geprägt und können ebenfalls Einfluss auf eine Tendenz zur Vorliebe von Söhnen ausüben.<sup>130</sup>

Die Ergebnisse der Befragungen überraschen ausgehend von diesen Eckdaten kaum: im Durchschnitt gaben die Frauen an, 2,8 Söhne jedoch nur 0,1 Töchter haben zu wollen. Je älter die Frau, desto größer die Hoffnung auf einen Sohn –

---

129 siehe Unger & Molina 1997: 284-285

130 siehe Unger & Molina 1997: 285

jene über 30 Jahren gaben im Durchschnitt an, 3,2 Söhne zu einer gleichbleibenden Anzahl von 0,1 Töchtern zu wollen, wohingegen jene zwischen 15 und 20 Jahren sich nur 2,2 Söhne wünschten – die Wahrscheinlichkeit, in diesem jungen Alter noch viele Kinder zur Welt bringen zu können ist höher als bei Frauen über 30, weswegen der Wunsch nach Söhnen und späterer finanzieller Absicherung bei jüngeren Frauen noch nicht so ausgeprägt beziehungsweise dringlich ist im Vergleich zu älteren. Auch die Ausbildung wirkte sich, wie erwartet, auf die Vorlieben der befragten hispanischen Frauen in Los Angeles aus: jene mit Highschoolabschluss wünschten sich im Durchschnitt 2,3 Söhne zu 0,3 Töchtern, jene die 8 oder weniger Schulstufen absolviert hatten, hofften auf 3,2 Söhne im Vergleich zu 0,0 Töchtern. Im Kontext der Assimilation ist weiters folgendes Ergebnis bedeutend: jene Frauen, die angaben, zu Hause bevorzugt Spanisch zu sprechen, also weniger Akkulturation beziehungsweise Assimilation aufwiesen, wünschten sich bedeutend öfter Söhne (im Durchschnitt 2,9) als jene, die Englisch sprachen (1,3 Söhne); Frauen, die die spanische Sprache gegenüber der englischen bevorzugten, hofften 10 Mal häufiger auf einen Sohn als jene, die sich in Englisch verständigten. Ebenso erwarteten jene, die außerhalb der USA geboren wurden, öfter die Geburt eines Sohnes (2,8) als jene, die in den Vereinigten Staaten zur Welt kamen (1,8).<sup>131</sup>

Was bedeuten diese Zahlen nun im Kontext der Assimilation? Die Studie von Unger und Molina zeigt deutlich, dass hispanische Frauen in Los Angeles mit eindeutiger Mehrheit Söhne Töchtern gegenüber bevorzugen, diese Vorliebe zeichnete sich besonders unter weniger assimilierten Frauen ab. Wie Unger und Molina erklären, legen hispanische Familien traditionell großen Wert auf die Präsenz von Söhnen: „[...] boys are typically more valued in Hispanic families; sons often become ‚little kings,‘ whose needs and opinions are placed above those of female family members“<sup>132</sup>.

---

131 siehe Unger & Molina 1997: 285-286

132 siehe Unger & Molina 1997: 286

Diese traditionelle Vorstellung bleibt, wenn sozioökonomischer Status und Grad der Ausbildung nicht steigen, eindeutig in den Köpfen der Befragten verankert. Erlangen die Frauen jedoch Zugang zu Ausbildung, Wissen über Verhütungsmethoden und Aufstieg in der Gesellschaft, so passen sie sich den Wertevorstellungen ihrer neuen Heimat an und die traditionelle Präferenz für Söhne sinkt. Man kann also schlussfolgernd wiederum von einer Assimilation an US-amerikanische Wertvorstellungen über die Generationen hinweg sprechen – besonders Immigrantinnen legen Wert auf den Erhalt von traditionell mexikanischen Normen, je mehr Kontakt mit der Kultur der Vereinigten Staaten, beispielsweise durch längere Ausbildung oder bessere Englischfähigkeiten; kurz, je höher der Grad der Assimilation in bestimmten Aspekten, desto größer auch die Anpassung im Bereich der Vorliebe für ein bestimmtes Geschlecht bei den Kindern von mexikanischen Immigranten.

#### **4.2.3. Assimilation und Namensgebung**

Im Folgenden soll nun, ebenfalls in Relation zu Fertilitätsrate und Präferenzen für Söhne, die Namensgebung von Kindern hispanischer Eltern genauer untersucht werden. Die Wahl eines Namens für ein Kind ist eine bedeutende Entscheidung – Namen wirken als kulturelle Marker und geben einem Menschen, wie in Kapitel zwei besprochen, das Gefühl, Teil einer bestimmten Gemeinschaft zu sein. Durch die Vergabe eines traditionellen Namens wird eine Verbindung zwischen dem Individuum und der Gemeinschaft und, im Kontext der Auswanderung, zwischen Vergangenheit und Gegenwart hergestellt. Die Fortführung der Vergabe von traditionellen Namen in der neuen Heimat ist somit eine wichtige Verknüpfung zu Werten der alten Umgebung.

Obwohl Eltern scheinbar aus einer unendlichen Fülle von Namen wählen können, so sind ihre Entscheidungen dennoch von kulturellen und sozialen Einflüssen geprägt – Namensgebung kann daher ebenfalls als Indikator für den Grad der Assimilation angesehen werden. Einerseits kann die Länge des Kontakts und die Intensivität der Anpassung an die US-amerikanische Kultur

dazu führen, dass es mit höherer Wahrscheinlichkeit zur Vergabe eines englischen Namens kommt, andererseits kann dies jedoch gleichzeitig zu einer bewussten Aufrechterhaltung von ethnischen Namen und somit zu den eigenen Wurzeln führen. Die Entscheidung der Eltern kann somit den Wunsch nach der Entstehung einer ethnischen Identität beim Kind durch die Vergabe eines traditionellen Namens widerspiegeln. Die Namensgebung ist daher oft ein aussagekräftigerer Faktor als Meinungsforschung und zielgerichtete Befragungen, da sie unbewusste Einstellungen reflektiert, wohingegen Antworten auf direkte Fragestellungen oft von gängigen Vorstellungen manipuliert und somit verfälscht sein können.<sup>133</sup> Ein weiterer wichtiger Faktor bei der Namensgebung von Kindern von Immigranten ist, dass die Bevölkerung in Amerika relativ frei in der Wahl eines Namens ist. Die Regierung verhängt wenige Einschränkungen, die Medien üben keinen direkten Einfluss auf Namenspräferenzen aus – die Namensgebung reflektiert also tatsächlich eigene Vorlieben und folgt nicht angeordneten Vorgaben.<sup>134</sup>

Eine wichtige Rolle in der Forschung rund um Namensgebung spielt allgemein gesprochen das Geschlecht des Kindes. Wie Studien zeigen, geben Eltern mit Migrationshintergrund ihren Söhnen traditionell ethnische Namen, ihren Töchtern jedoch Namen der neuen Umgebung. Dies wurde erstmals zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei einer Untersuchung der Namensgebung von italienischen und jüdischen Einwanderern festgestellt, Studien zu Beginn des 21. Jahrhunderts an mexikanischen und asiatischen Immigranten brachten ähnliche Ergebnisse. Diese Unterschiede in der Namensgebung sind, laut Sue und Telles, auf gängige Ideologien und Gepflogenheiten sowohl in der neuen als auch alten Heimat zurückzuführen.<sup>135</sup>

Im Folgenden soll diese Aussage anhand von Ergebnissen einer Studie von Sue und Telles bezüglich der Namensvergabe in Los Angeles County näher erläutert und überprüft werden. Ein wichtiger Aspekt ihrer Untersuchung ist, dass ein Großteil der Namen an Kinder der zweiten oder dritten Generation

---

133 siehe Sue & Telles 2007: 1383-1386

134 siehe Sue & Telles 2007: 1387

135 siehe Sue & Telles 2007: 1384

vergeben wurden – die meisten der zur Welt gekommenen Kinder sind Enkel oder sogar Urenkel von Immigranten und nur 35% der Babys waren Kinder von selbst eingewanderten Personen. Basierend auf diesen Fakten ließe sich somit, der Logik der klassischen Assimilationstheorie folgend, schlussfolgern, dass der Großteil der Personen assimiliert ist und die Verbindungen zur Kultur der Eltern oder Großeltern verloren hat, was wiederum auf eine vermehrte Vergabe von englischen Namen hinweisen würde. Um korrekte Vergleiche aufstellen zu können wurden daher die Namensentscheidungen von Immigranten, US-geborenen Hispanics und von einer Referenzgruppe von nicht-Hispanics einander gegenübergestellt.<sup>136</sup>

Um nun die vergebenen Namen bezüglich ihrer ethnischen Prägung charakterisieren zu können, wurden jene anhand einer Skala in nicht übersetzbare, übersetzbare beziehungsweise ethnisch neutrale Namen eingeteilt. Als nicht übersetzbarer englischer Name gilt beispielsweise Ashley, als nicht übersetzbarer spanischer Guadalupe. Andrea hingegen ist in beiden Sprachen bekannt und wird auch in beiden verwendet, weswegen der Name als neutral einzuordnen ist. Als übersetzbarer Name gilt beispielsweise Michael mit dessen spanischem Äquivalent, Miguel.<sup>137</sup>

Die Ergebnisse der Studie bestätigen nun deutlich die zuvor angesprochene Präferenz für Namen der neuen Umgebung bei Mädchen. Bei der Vergabe von Mädchennamen sowohl in der ersten Generation von Immigranten als auch bei der zweiten und dritten Generation fällt auf, dass insgesamt 6 schwer übersetzbare englische Namen wie Kimberley, Ashley oder Jennifer unter den Top 10 zu finden sind. Im Gegensatz dazu finden sich unter den Top 10 nur zwei traditionelle und in dieser Schreibweise typisch spanische Namen wie Maria und Karina – beide zu finden unter der Generation der Immigranten. Dies weist, laut Sue und Telles, auf eine deutliche und auch frühe Assimilation der Immigranten in Bezug auf Namensgebung hin, was von den Daten für die

---

136 siehe Sue & Telles 2007:1392-1393, 1395

137 siehe Sue & Telles 2007: 1392-1393, 1395

späteren Generationen bestätigt wird: diese tendieren deutlich zu vom Englischen geprägten oder zumindest neutralen Namen wie Amanda, Vanessa oder Jessica.<sup>138</sup>

Die Sachlage ändert sich betrachtet man die Namensvergabe bei männlichen Babys: unter den Top 10 der Namen von Söhnen von Immigranten finden sich 5 schwer bis nicht übersetzbare spanische Namen wie Jose, Juan, Carlos oder Jesus wohingegen sich nur ein einziger nicht übersetzbarer englischer findet: Kevin. In der Namensgebung der späteren Generationen fällt auf, dass hauptsächlich übersetzbare oder neutrale Namen gewählt werden, im Gegensatz zu den Namen der Mädchen findet sich kein einziger rein englischer Name unter den Top 10, statt dessen findet man Daniel, David, Gabriel oder Joseph – Namen mit einem Äquivalent in der spanischen Sprache.<sup>139</sup>

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass rund 51% der Söhne von hispanischen Immigranten in Los Angeles traditionell spanische Namen bekamen, im Gegensatz dazu nur 26% der Töchter; im Vergleich dazu bekamen rund 20% der Söhne der in den USA geborenen Hispanics spanische Namen und nur etwa 8% der Töchter. Hispanische Einwanderer geben ihren Töchtern mehr als zweimal so häufig unübersetzbare englische Namen als ihren Söhnen, gleichzeitig erhalten diese Söhne aber auch zweimal häufiger übersetzbare spanische Namen. In den USA geborene Hispanics geben ihren Töchtern sogar viermal häufiger unübersetzbare englische Namen als ihren Söhnen. Es zeigt sich anhand dieser Zahlen einerseits ein geschlechtsspezifisches Muster, Töchter bekommen weniger oft ethnische Namen als Söhne, gleichzeitig findet jedoch auch unbestreitbar ein Assimilationsprozess mit der Kultur der Vereinigten Staaten statt.<sup>140</sup>

Wie lassen sich diese Ergebnisse nun in der Folge für diesen Kontext der Assimilation im privaten Bereich interpretieren? Klarerweise muss hierfür

---

138 siehe Sue & Telles 2007: 1396-1397

139 siehe Sue & Telles 2007: 1397, 1399

140 siehe Sue & Telles 2007: 1401-1402

festgehalten werden, dass Namensgebung von Kindern keinen direkten und sofortigen Einfluss auf deren eigentliche Assimilation nimmt; Namen können jedoch, wie bereits erwähnt, bedeutende Indikatoren für die Integration und Annäherung der Eltern an die neue Kultur beziehungsweise deren Ablehnung eben dieser sein. Sue und Telles argumentieren, dass traditionellerweise männliche Kinder ihren Namen vom Vater, weibliche Kinder ihren Namen jedoch von der Mutter erhalten. Gleichzeitig zeigen Studien bezüglich geschlechtsspezifischen Unterschieden im Assimilationsprozess, dass Frauen sich leichter und schneller einer neuen Umgebung anpassen und der Integration positiver gegenüber stehen als Männer<sup>141</sup>. Besonders die Studie von Hondagneu-Sotelo zeigt, dass insbesondere mexikanische Einwanderinnen einem dauerhaften Aufenthalt in den Vereinigten Staaten aufgeschlossen gegenüberstehen wohingegen Männer eine Rückkehr nach Mexiko nicht ausschließen<sup>142</sup>. Betrachtet man diese Erkenntnisse in Hinblick auf Namensgebung, so verwundert es nicht, dass Frauen häufig rein englische Namen für ihre Töchter auswählen, während Männer – eher an Rückkehr und Heimat orientiert – sich für ethnische Namen für ihre Söhne entscheiden. Darüber hinaus repräsentieren Männer die Familienkontinuität und Tradition, was sich allein anhand der Tatsache, dass Frauen ihren Familiennamen mit Eheschließung oft aufgeben, bestätigen lässt. Söhne werden als Bewahrer von Tradition und Geschichte angesehen und bekommen somit häufiger ethnische Namen als Mädchen.<sup>143</sup>

Die Tatsache, dass jedoch auch Söhne häufig und, insbesondere in der Generation der in den USA geborenen Hispanics, übersetzbare Namen bekommen, deutet in der Folge auf eine rasche Assimilation hin, da „[...] English names, untranslatable or not, are, in essence, English names“<sup>144</sup>. Der Meinung von Sue und Telles nach findet jedoch, eben aufgrund der

---

141 siehe Sue & Telles 2007: 1388

142 siehe Hondagneu-Sotelo 1994

143 siehe Sue & Telles 2007: 1388

144 siehe Sue & Telles 2007: 1410

Verwendung von übersetzbaren Namen, kein totaler Übergang zur neuen Kultur sondern eine Art von Brückenbildung zwischen alter und neuer Heimat statt: übersetzbare Namen werden in der neuen Umgebung akzeptiert, erhalten jedoch auch gleichzeitig eine Verbindung zur alten aufrecht.<sup>145</sup> Diese Erklärung ist bedeutend im Kontext dieser Arbeit: wie einleitend erwähnt wird somit ein Gemeinschaftsgefühl erzeugt, Hispanics führen Traditionen der alten Heimat fort und schaffen somit eine Basis für ein Heimatsgefühl auch in der neuen Umgebung, gleichzeitig adaptieren sie die Traditionen jedoch und integrieren sich somit in die Kultur der neuen Heimat.

#### **4.2.4. Vater-Kind-Beziehungen**

Der letzte Aspekt, der im Kontext der Assimilation im familiären Bereich behandelt werden soll, betrifft die Beziehungen zwischen mexikanischen Vätern und deren Kindern. Üblicherweise wird die hispanische Familie als von strengen Traditionen und rigider Geschlechtertrennung bezüglich der jeweiligen Aufgaben von Mann und Frau geprägt dargestellt: die Frau sorgt sich um die Erziehung der Kinder und den Haushalt, während der Mann für das Einkommen und den Unterhalt der Familie verantwortlich ist und in die Erziehung der Kinder nur wenig involviert ist. Der moderne Bruch mit dieser traditionellen Geschlechtertrennung und der Fokus auf Individualismus in der Form, dass die Frau ihren Anteil am Lebensunterhalt leistet und der Mann an der Pflege der Kinder beteiligt ist, findet sich nur selten in hispanischen Familien. Diese stereotype Darstellung wird in der Frage nach Anpassung und Assimilation häufig mit Untersuchungen der Einstellung weißer amerikanischer Männer kontrastiert, da Studien belegen, dass eine große Mehrheit von Amerikanern großen Wert auf eine Beteiligung am Familienleben und an der Erziehung von Kindern legen und diese oftmals sogar über ihre Arbeit stellen.<sup>146</sup> Es wird somit aufgrund dieses Kontrasts wiederum der Vorwurf formuliert, dass ein Weiterleben nach streng traditionellen Wertvorstellungen in Bezug auf Familienleben und der Betreuung der Kinder eine negative Haltung

---

145 siehe Sue & Telles 2007: 1410

146 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 179

mexikanischer Immigranten gegenüber Assimilation an US-amerikanische Normen bedeutet.

Die Mehrheit der Studien bezüglich des Anteils des Vaters an der Kinderbetreuung basiert auf den Aussagen von weißen amerikanischen Männern der mittleren Schicht<sup>147</sup> – ein Aspekt, der für die anschließende Untersuchung des Verhaltens mexikanischer Väter von großer Bedeutung ist. Vor einer Diskussion der Studie von Coltrane, Parke und Adams an 167 mexikanischen Paaren in Kalifornien in Bezug auf deren Einstellung zur Beteiligung der Väter an der Kindeserziehung soll jedoch ein kurzer Einblick einerseits in den theoretischen Hintergrund dieser Untersuchung sowie andererseits in die Ergebnisse der Studien an weißen Amerikanern gegeben werden. Coltrane, Parke und Adams unterscheiden grundsätzlich in diesem Zusammenhang zwischen drei Aspekten, an denen sich der Grad der Beteiligung zeigt: 1) die Interaktion mit dem Kind, 2) die Zugänglichkeit und Verfügbarkeit des Vaters für das Kind und 3) die Verantwortungsübernahme für die Pflege und Versorgung des Kindes. Diese drei Bereiche sollen in der Folge kurz näher erläutert werden.

Die Studien an weißen Amerikanern belegen, dass sich für gewöhnlich die Beteiligung des Vaters hauptsächlich beim ersten Punkt in der Form von Gesprächen oder Spielen mit dem Kind zeigt. Diese Interaktion ist überaus bedeutend, da sie einen wichtigen Beitrag zur Identitätsentwicklung des Kindes leistet: einerseits stärkt dieser Kontakt die Vater-Kind Bindung und beeinflusst die sozialen Kompetenzen des Kindes, andererseits hat er aber auch mögliche Einflüsse auf das Verständnis des Kindes von geschlechtsspezifischen Rollen und Verhaltensweisen. Spielt ein Vater beispielsweise einen bestimmten Sport nur mit seinem Sohn, nicht jedoch mit seiner Tochter, so werden den Kindern dadurch bestimmte Traditionen, Werte und Verpflichtungen vermittelt.<sup>148</sup> Aus diesem Grund unterscheiden Coltrane, Parke und Adams in ihrer Untersuchung

---

147 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 181

148 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 180-181

zwischen „masculine-typed interaction (e.g., out-door games)“ und „feminine-typed interaction (e.g., cooking together)“<sup>149</sup>.

Der zweite Punkt – die Verfügbarkeit des Vaters – hängt eng zusammen mit dessen Berufstätigkeit und der sich daraus ergebenden Zeit mit dem Kind. Väter, die weniger Stunden arbeiten oder flexiblere Arbeitszeiten haben, tendieren dazu, eher in der Kinderbetreuung involviert zu sein als jene mit geregelten Arbeitszeiten oder langen Arbeitstagen.<sup>150</sup> Der Fokus liegt dabei weniger auf dem tatsächlichen Spielen und Interagieren mit dem Kind, sondern auf der Anwesenheit des Vaters: ist der Vater in der Nähe des Kindes oder per Telefon, beispielsweise auch am Arbeitsplatz, leicht erreichbar, so führt dies zu einer Stärkung der Vater-Kind Bindung und zu einer größeren Anteilnahme des Vaters am Familienleben. Studien über Interaktion und Verfügbarkeit zeigen, dass bei amerikanischen Vätern in beiden Aspekten eine Steigerung stattgefunden hat: Väter tendieren dazu, mehr Zeit mit ihren Kindern in Interaktion zu verbringen (wenn auch nach wie vor bedeutend weniger als Mütter), gleichzeitig steigt die Verfügbarkeit des Vaters – verbrachten in den 1970er und 1980er Jahren Väter ihre Freizeit mit Aktivitäten fern von Haus und Kindern, so zeigten Untersuchungen in den 1980er und 1990er Jahren, dass Väter immer häufiger ihre Freizeit ihren Kindern widmen.<sup>151</sup>

In Bezug auf den dritten Punkt – der Übernahme von Verantwortung bei der Betreuung des Kindes – werden üblicherweise die unsichtbareren Aspekte der Kinderbetreuung untersucht: die Organisation von auswärtiger Betreuung, Arztterminen, sozialen Kontakten mit anderen Kindern aber auch Unterstützung der Mutter im Haushalt.<sup>152</sup> Parke argumentiert diesbezüglich, dass „[...] the monitoring and managerial role that parents play may be just as important for child development as time spent in face-to-face interaction“<sup>153</sup>. Ebenso wie in den Aspekten der Interaktion und der Verfügbarkeit zeigt sich auch hier ein

---

149 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 181

150 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 182

151 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 181

152 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 181

153 siehe Parke 2000 zitiert in Coltrane, Parke & Adams 2004: 181

klarer Trend: Mütter sind zwar nach wie vor häufiger als Väter im Management der Kinderbetreuung aktiv, die Beteiligung der Väter in diesem Zusammenhang stieg jedoch ebenfalls über die letzten Jahrzehnte hinweg stetig an.

Bemerkenswerte Einblicke zeigen auch Studien über die Teilung der Haushaltspflichten: die durchschnittliche amerikanische Frau verrichtet etwa 3 Mal mehr haushaltsbezogene Arbeiten als der durchschnittliche amerikanische Mann, Arbeitstrennung wird darüber hinaus noch deutlicher, wenn ein Paar zu Eltern wird. Studien, welche nun sowohl Elternschaft als auch Haushaltsaktivitäten mit einander verglichen, kamen zu dem Ergebnis, dass die Beteiligung von Männern an den täglichen Haushaltspflichten größer ist, je involvierter diese auch in der Kinderbetreuung sind.<sup>154</sup> Wie bereits erwähnt basieren all diese Ergebnisse auf Studien mit weißen amerikanischen Angehörigen der Mittelschicht, die jedoch nun als Vergleichsbasis für die Studie von Coltrane, Parke und Adams an den mexikanischen Paaren in Kalifornien dienen. Die beteiligten Familien dieser Studie hatten im Durchschnitt 3,4 Kinder, 89% der Männer waren berufstätig verglichen mit rund 49% der Frauen. Die Mehrheit der Eltern war in Mexiko geboren, alle lebten jedoch seit mindestens fünf Jahren in den USA.<sup>155</sup>

Erste interessante Ergebnisse finden sich in der Untersuchung des Einkommens beziehungsweise der Berufstätigkeit der Eltern. Wie eben erwähnt waren rund 89% der Männer, jedoch nur 49% der Frauen in der Studie berufstätig, die Mehrheit der Familien haben Einkommen unterhalb der Armutsgrenze. Finanzielle Schwierigkeiten scheinen zwar keinen Einfluss auf den Grad der Beteiligung der Väter an der Kindererziehung zu haben, wohl jedoch auf deren Anteilnahme an der Erledigung des Haushaltes: sind Frauen selbst berufstätig und verdienen Geld, so werden Haushaltspflichten eher geteilt

---

154 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 181

155 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 183

Aufgrund der Vielfalt der statistischen Angaben wird in der folgenden Analyse nur auf grundsätzliche Erkenntnisse der Studie von Coltrane, Parke und Adams eingegangen. Für nähere Informationen siehe *ibid.*

als wenn die Frau arbeitslos ist. Ausgehend von der Tatsache, dass nun 49% der an der Studie teilnehmenden Frauen keiner Beschäftigung nachgehen, der Großteil der Männer jedoch schon, ließe sich schlussfolgern, dass sich dies in hohem Ausmaß auf die Kinderbetreuung und Erledigung von Haushaltspflichten auswirkt und zu einer geringeren Beteiligung der Männer beziehungsweise einer größeren Verantwortung der Frauen führt. Das Fazit der Studie in Bezug auf diesen Punkt bestätigt diese Annahme:

Mother's percent of couple income also was significantly associated with father's share of housework [...], suggesting that performing domestic labor is something from which people symbolically "buy out." That is, even though women tend to do more house-work than men, and even though men tend to earn more than women, when women's earnings increase, the burden of doing housework is more equally shared between them in these Mexican American families, just as it is in families of other ethnic groups.<sup>156</sup>

Die Ergebnisse der Studien an weißen Amerikanern zeigten, wie oben besprochen, dass Väter, die involvierter in der Teilung der Haushaltspflichten sind, auch mehr Anteilnahme an der Erziehung der Kinder nehmen. Diese Aussage lässt sich auch für mexikanische Väter in Amerika treffen – es gibt eine eindeutige Korrelation zwischen der Verrichtung von Arbeiten im Haushalt und der Anteilnahme an der Betreuung der Kinder.<sup>157</sup>

Wie die Studie weiters zeigt, waren die mexikanischen Väter sowohl in typisch männlichen als auch typisch weiblichen Aktivitäten mit ihren Kindern involviert. Im Gegensatz zum gängigen Stereotyp, welches mexikanische Väter als Macho und als im Familienleben unbeteiligt darstellt, zeigten die Befragten ein hohes Ausmaß an Engagement und Einsatz in Bezug auf Interaktion mit Kindern. In vielen Familien wird darüber hinaus großer Wert auf Aktivitäten wie beispielsweise die gemeinsame Einnahme einer Mahlzeit oder Unternehmungen am Wochenende gelegt.<sup>158</sup>

---

156 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 186

157 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 184, 186

158 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 185-186

Coltrane, Parke und Adams sehen eine mögliche Erklärung für diese hohe Beteiligung der Väter am Familienleben unter anderem in der Ausbildung der Mütter. Durchschnittlich hatten die an der Studie teilnehmenden Frauen die 9. Schulstufe abgeschlossen, was in der Mehrheit der Fälle zumindest auf Alphabetisierung, in wenigen Fällen sogar auf Highschool- oder College-Abschluss hindeutet. Wie Coltrane, Parke und Adams argumentieren, so weist mehr Ausbildung auch auf leichteren Zugang zu Fachwissen bezüglich Kindesentwicklung hin, welches in der Folge mit den eigenen Erfahrungen und jenen von Verwandten verglichen und teilweise auch in Frage gestellt werden kann. Solch eine Auseinandersetzung mit neuem Wissen kann dazu führen, dass eine höhere Beteiligung von Vätern an der Kindeserziehung in Hinblick auf eine gesunde soziale Entwicklung der Kinder von den Müttern gefordert und erwartet wird.<sup>159</sup>

Dem gängigen Stereotyp des hispanischen Macho-Vaters vollständig widersprechend zeigte die Studie, dass in der Tat eine Assimilierung an die US-amerikanischen Vorstellungen der Vater-Kind-Beziehungen stattfindet. Mexikanische Väter sind, ebenso wie amerikanische, bereit, einen Großteil ihrer Zeit mit ihren Kindern zu verbringen; sie scheinen darüber hinaus nicht zwischen typisch männlichen und weiblichen Aktivitäten zu trennen, sondern integrieren beide Arten in ihre Interaktion mit ihren Kindern und leisten somit einen wichtigen Beitrag zur Identitätsentwicklung der Kinder. Des Weiteren lässt sich ein egalitäreres Denken in Bezug auf Teilung der Haushaltspflichten feststellen: in der Hälfte der Familien arbeitet die Mutter und trägt somit wesentlich zum Familieneinkommen bei. Die Anteilnahme am Leben der Kinder und die Unterstützung der Frau im Haushalt durch den Mann ist in diesen Familien höher als in jenen, in denen die Frau nicht berufstätig ist. Wie Coltrane, Parke und Adams festhalten, verrichtet zwar nach wie vor die Frau, trotz ihrer Beschäftigung, den Löwenanteil der Hausarbeit und Kindererziehung, diese Erkenntnis unterscheidet sich jedoch nicht von den Studien bezüglich des

---

159 siehe Coltrane, Parke & Adams 2004: 186

Familienlebens und der Aufteilung der Haushaltspflichten bei weißen, US-amerikanischen Familien, wo ebenfalls die Frau den Großteil der oben erwähnten Arbeiten verrichtet. Traditionell hispanische Vorstellungen von Geschlechtertrennung und geschlechtsspezifischen Aufgaben bei Kindererziehung und Haushalt können also nicht als Erklärung für die Tatsache, dass Frauen nach wie vor hauptsächlich für diese Aspekte des Familienlebens verantwortlich sind, herangezogen werden, da dies in US-amerikanischen Familien ebenfalls der Fall ist.

Generell gesehen scheint jedoch, wie in diesem Kapitel erläutert, ein Umdenken bei den Männern und eine Annäherung und Aneignung der amerikanischen Werte in Bezug auf ihre Beteiligung an der Kindererziehung statt zu finden: es wird bei mexikanischen Familien mehr Wert auf gemeinsame Aktivitäten gelegt, Väter verbringen mehr Zeit mit ihren Kindern und sind mehr in deren Erziehung involviert. Eine große Rolle im Grad dieses Übergangs spielt hierbei die Berufstätigkeit der Frauen – in jenen Fällen, in denen die Frauen beschäftigt sind, sind Väter mehr im Haushalt und an der Erziehung der Kinder beteiligt als in jenen, in denen die Ehefrau und Mutter unbeschäftigt und zu Hause ist. Dies erlaubt somit die Schlussfolgerung, dass von einer Annäherung und Aneignung der amerikanischen Werte in Bezug auf die Beteiligung von Vätern am Haushalt und an der Kindererziehung gesprochen werden kann, wenn sich auch äußere Faktoren, wie eben die Frage, ob die Frau beschäftigt ist oder nicht, einer Assimilation an US-amerikanische Normen unterziehen.

### **4.3. Religionszugehörigkeit**

Der letzte Aspekt dieses Kapitels über Assimilation im privaten Bereich ist die Religionszugehörigkeit der Hispanics in Amerika. Für diesen Kontext muss noch einmal auf Samuel Huntingtons bereits erwähnten Artikel „The Hispanic Challenge“ zurückverwiesen werden, in dem er argumentiert, dass die US-amerikanische Kultur und Identität als Kernelement den Anglo-Protestantischen

Charakter habe.<sup>160</sup> Laut ihm sei die sinkende Akzeptanz dieser Anglo-Protestantischen Ethik durch neue Immigranten eine Bedrohung für die traditionelle amerikanische Identität und gleichzeitig, so argumentiert er, zeuge das Versäumnis der hispanischen Immigranten, diese amerikanische Identität, in anderen Worten, den protestantischen Glauben, zu übernehmen, von einer negativen Einstellung gegenüber der von ihm geforderten vollständigen Assimilation und Akkulturation. Darüber hinaus verfügen Hispanics, laut ihm, nicht über die gleiche Bindung zur Religion wie Amerikaner.<sup>161</sup>

Wie bereits in der Einleitung erwähnt gibt es in den Vereinigten Staaten eine große Zahl von Hispanics, die jährlich durch kontinuierliche Immigration sowie Geburten zunimmt. Es ist unbestritten, dass die Mehrheit der Hispanics aus traditionell katholisch geprägten Ländern wie beispielsweise Mexiko kommt.<sup>162</sup> Es stellt sich jedoch nun, in Bezug auf Huntingtons Befürchtung und im Kontext der Assimilation, die Frage nach der eigentlichen Religionszugehörigkeit dieser Menschen *nach* ihrer Einwanderung nach Amerika. Erhalten diese Einwanderer ihren römisch-katholischen Glauben und bestätigen dadurch und durch die Nicht-Ausübung und -Übernahme des protestantischen Glaubens Huntingtons Vorhersage einer Bedrohung der amerikanischen Kultur oder gibt es Anzeichen von Assimilation und Integration auch in diesem Bereich?

Prinzipiell lässt sich sagen, dass sich bereits der letztgenannte Vorwurf Huntingtons bezüglich der Bindung zur Religion anhand von Studien eindeutig widerlegen lässt. Während 61% der weißen Amerikaner und 79% der African Americans Religion im Allgemeinen als sehr wichtig oder sogar als das Wichtigste im eigenen Leben beurteilen, finden sich Hispanics genau zwischen diesen beiden Zahlen: Immigranten der ersten Generation empfinden zu 70% Religion als sehr wichtig, Einwanderer der zweiten Generation zu 65%. Ähnliche Zahlen zeichnen sich beim Kirchenbesuch ab: jeweils rund 16% der

---

160 siehe Huntington 2004 Challenge: 32

161 siehe Citrin, Lerman, Murakami & Pearson 2007: 44-45

162 siehe Perl, Greely & Gray 2006: 420

Hispanics und der weißen Amerikaner gehen öfter als einmal pro Woche zur Kirche.<sup>163</sup> Man kann daher nicht von einer schwächeren Bindung zu Religion und Glauben sprechen, da die Zahlen eindeutig belegen, dass die Verbundenheit von Hispanics zur Religion jener von weißen US-Amerikanern oder African Americans in sehr großem Ausmaß ähnelt.

Von Interesse ist nun in der Folge die jeweilige Religionszugehörigkeit. Wie eine Zusammenfassung von Perl, Greely und Gray von 12 national durchgeführten Studien an Hispanics in Amerika aus den Jahren 1990-2005 zeigt, identifizieren sich im Durchschnitt rund 70% der Befragten als katholisch und etwa 20% als protestantisch, die restlichen Prozentsätze erklärten, keiner oder einer anderen Religion zugehörig zu sein.<sup>164</sup> Dies weist nun grundsätzlich auf den, von der Herkunft der Menschen her zu erwartenden, relativ hohen Prozentsatz eines römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses hin. Wie nun Studien interessanterweise zeigen, so nahm der Anteil von hispanischen Einwanderern in Amerika, die sich als römisch-katholisch bezeichnen, jedoch in den letzten Jahren ab, gleichzeitig stieg der Prozentsatz jener, die sich zum protestantischen Glauben bekennen. Vor allem in der zweiten und dritten Generation ist, laut der von Perl, Greely und Gray durchgeführten Analyse einer 2003 abgehaltenen Befragung von 293 Hispanics in Amerika, ein starker Rückgang der Identifikation mit dem Katholizismus zu erkennen. Während sich 68% jener, die außerhalb der USA geboren wurden, als katholisch bezeichneten, taten dies nur mehr rund 47% der zweiten und dritten Generation.<sup>165</sup> Einen großen Einfluss auf die Identifikation mit einer bestimmten Religion scheint hierbei die von den Befragten bevorzugte Sprache zu haben. Wie Perl, Greely und Gray feststellten, sind jene Teilnehmer der Studie, die es wünschten, ihr Interview in Spanisch abzuhalten, hauptsächlich katholisch: 72% jener Personen, die lieber auf Spanisch antworteten, identifizieren sich als katholisch im Vergleich zu nur 49% von jenen, deren Befragung auf Englisch stattfand.<sup>166</sup>

---

163 siehe Citrin, Lerman, Murakami & Pearson 2007: 45

164 siehe Perl, Greely & Gray 2006: 421-423, 430

165 siehe Perl, Greely & Gray 2006: 420, 425, 427

166 siehe Perl, Greely & Gray 2006: 427

All diese Daten scheinen auf eine bedeutende Annäherung an die Werte und Normen Amerikas hinzudeuten. Es gibt zwar nach wie vor eine starke Identifikation mit dem römisch-katholischen Glauben, doch über die Generationen hinweg und vor allem auch mit steigenden Englischkenntnissen nimmt dieses Bekenntnis jedoch ab, die Einwanderer beziehungsweise deren Kinder und Enkel wenden sich dem protestantischen Glauben zu. Wie Perl, Greely und Gray erklären, „[...] conversion from Catholicism to Protestantism often accompanies assimilation“<sup>167</sup> – ein Argument, welches die Befürchtung Huntingtons um die Bedrohung der amerikanischen Identität eindeutig widerlegt.

Was sind jedoch nun Gründe für diesen Übergang vom Katholizismus zum Protestantismus? Wie lässt sich diese Annäherung an die amerikanischen Normen und Werte, die mit der Immigration und dem damit einhergehenden Kulturkontakt eintritt, erklären? Wie Hunt erklärt übt der protestantische Glaube eine besondere Anziehungskraft im Speziellen auf Frauen aus, die für gewöhnlich auch die treibende Kraft in Bezug auf den Konfessionsübertritt ihrer Familie sind. In der protestantischen Kirche und in der dort statt findenden Ermutigung und Förderung von Frauen an der Teilnahme am Kirchenalltag, finden diese einen Weg, um althergebrachten kulturellen Traditionen zu entgehen und sich aktiv am Geschehen zu beteiligen. Diese Infragestellung der Trennung von Mann und Frau in der Kirche sowie der etablierten patriarchalen Vorherrschaft der römisch-katholischen Institution führt in der Folge auch zur Bildung von neuen Formen der Gemeinschaft und Identität<sup>168</sup>:

Women may be especially empowered by leaving Catholicism for Protestantism because the hierarchical organization of the Catholic church officially excludes women from the most powerful church leadership roles, and the master symbols of gender present in Catholicism reinforce the cultural dynamics of Machismo and Marianismo, cultural themes that sustain male privilege and the subordination of women.<sup>169</sup>

---

167 siehe Perl, Greely & Gray 2006: 420

168 siehe Hunt 2001: 141

169 siehe Hunt 2001: 141

Der Übertritt zum Protestantismus ermöglicht es Frauen, ihre von Haushaltsleben und Kindererziehung dominierte Identität durch freiwillige Aktivitäten im und Anteilnahme am Kirchenalltag zu erweitern und neu zu definieren.

Darüber hinaus erklärt Hunt, dass die Behandlung der Hispanics durch die römisch-katholische Kirche in Amerika einen weiteren möglichen ausschlaggebenden Faktor für den statt findenden Übergang zum Protestantismus darstellt. Er argumentiert, dass es signifikante Unterschiede zwischen der Aufnahme europäischer und jener lateinamerikanischer Katholiken durch die katholische Kirche in Amerika gäbe: die römisch-katholische Kirche stellte für europäische Einwanderer seit jeher einen Ort der Zuflucht in den Vereinigten Staaten dar, Integration in die Gemeinschaft war keine Schwierigkeit. Katholische Priester wanderten sogar oft gemeinsam mit ihrer Gemeinde aus und fungierten als Leiter der jeweiligen lokalen Gemeinschaften. Im Laufe der Zeit etablierte sich dabei eine strenge Hierarchie und Vorherrschaft von überwiegend irischen oder italienischen Katholiken, die keinen Platz für hispanische Anteilnahme am Kirchenleben oder in Führungspositionen zulässt. Im Gegensatz dazu bietet die protestantische Glaubensgemeinschaft jedoch mehr Möglichkeiten zum Aufstieg innerhalb der Kirche: die Gemeinschaften sind oft kleiner, Laienmitwirkung ist nicht nur möglich sondern erwünscht und viele Entscheidungen werden auf Gemeinschaftsebene und nicht durch Anordnungen hierarchisch höher Gestellter gefällt.<sup>170</sup>

Wie diese Informationen nun zeigen, scheint Huntingtons Befürchtung um die Bedrohung der amerikanischen Identität und ihrer Werte und Traditionen durch den Erhalt des Katholizismus hispanischer Einwanderer ungerechtfertigt. Zwar gibt es eine große Anzahl von katholischen Immigranten, die sich auch nach wie vor mit dem römisch-katholischen Glauben verbunden fühlen, gleichzeitig steigt jedoch die Zahl jener, die, basierend auf den oben angeführten möglichen

---

170 siehe Hunt 2001: 142

Gründen, zum protestantischen Glauben konvertieren - es scheint somit eindeutig eine Assimilation an die US-amerikanische Kultur stattzufinden.

Der Vollständigkeit halber muss abschließend jedoch noch folgende Überlegung angeführt werden. Für den Kontext dieser Arbeit wurde Huntingtons Argument bezüglich der Existenz einer Kernidentität Amerikas nicht in Frage gestellt. Wie zahlreiche Akademiker in Reaktion auf Huntingtons Artikel jedoch argumentierten, ist die Aussage, dass die Identität Amerikas von Natur aus anglo-protestantisch sei, von vornherein inkorrekt. In Bezug auf die politische Bedeutung dieser Annahme stimmt es zwar grundsätzlich, dass viele Aspekte der US-amerikanischen Verfassung ihren Ursprung in Gesetzen Großbritanniens haben, dennoch wurden von den Gründungsvätern Amerikas viele Grundsätze an die neue Umgebung angepasst.<sup>171</sup> Ähnlich verhält es sich nun in Bezug auf den religiösen Aspekt dieser so gesehenen anglo-protestantischen Identität, die, wie man durch genauere Untersuchung feststellen kann, durch verschiedenste Einflüsse anderer Glaubensrichtungen geprägt ist – seit Beginn des 19. Jahrhunderts findet man im protestantischen Glauben der Vereinigten Staaten Einflüsse des Katholizismus, der Quaker Bewegung sowie der verschiedenen religiösen Traditionen der African Americans. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts beeinflusste weiters das Judentum die protestantischen Lehren.<sup>172</sup> Wie Kaag argumentiert, „[...] Protestantism has assumed a pluralizing, rather than a homogenizing, function in the development of the nation’s identity“<sup>173</sup>.

Wie sich nun auch in der Studie Hunts zeigte, treten zwar viele hispanische Einwanderer zum protestantischen Glauben über, behalten jedoch gleichzeitig traditionell katholische Wertvorstellungen: besonders Frauen entscheiden sich, trotz der oben angesprochenen größeren Freiheiten in der protestantischen Kirche, oft bewusst für den Erhalt ihrer herkömmlichen Rolle sowohl zuhause

---

171 siehe Yzaguirre et al. 2004: 12

172 siehe Kaag 2008: 121

173 siehe Kaag 2008: 121

als auch in der Öffentlichkeit, was wiederum der hispanischen Tradition der Frau als Bewahrerin von Glauben und häuslicher Religionszugehörigkeit entspricht. Es findet zwar somit zusammengefasst eine Assimilation der Hispanics an US-amerikanische Wertvorstellungen statt, gleichzeitig werden jedoch verschiedene Elemente und Traditionen, wie in der protestantischen Kirche seit jeher der Fall, miteinander verbunden. Der Glaube der Hispanics in Amerika scheint somit, wie sie selbst, von Heterogenität und Vielfältigkeit geprägt zu sein.

## 5. Segregation und Diskriminierung am Wohn- und Arbeitsplatz

Im nun folgenden Kapitel soll näher auf die Erfahrungen hispanischer Einwanderer in Amerika in Bezug auf Wohn- und Arbeitsplatz eingegangen werden. Sowohl Erlebnisse in Bezug auf Segregation als auch Diskriminierung haben zweifellos großen Einfluss auf die Frage der Assimilation. Wird es Immigranten beispielsweise nicht ermöglicht, Arbeit außerhalb von ethnischen Nischen zu finden oder ein Haus in einer überwiegend weißen Nachbarschaft zu kaufen, so wirkt sich dies unter Umständen in der Folge negativ auf deren Integration in die Gesellschaft sowie auf deren Bildung eines Heimatgefühls aus. Wie Du Bois bereits Anfang des 20. Jahrhunderts feststellte sind Nachbarschaften „[...] primary locations for social interaction“<sup>174</sup>. Segregation verhindert in der Folge die Entstehung und Aufrechterhaltung von Beziehungen zu anderen ethnischen Gruppen und hemmt somit nicht nur den Zugang zu einer Vielzahl von öffentlichen und privaten Einrichtungen sondern auch Gleichheit in der Gesellschaft<sup>175</sup>. Darüber hinaus wirkt sich Wohnortsegregation oft negativ auf Möglichkeiten in Bezug auf die Beschäftigung einer Person aus – „[...] living in racially segregated neighborhoods has serious implications for the present and future mobility opportunities of those who are excluded from desirable areas“<sup>176</sup>. In diesem Kapitel sollen daher diese Aspekte – die Suche nach Wohn- und Arbeitsplatz und die dabei erlebten Schwierigkeiten und Probleme – näher erläutert werden.

---

174 siehe Du Bois 1990 (1903) : 120-121 in Zubrinsky Charles 2003: 167

175 siehe Zubrinsky Charles 2003: 167

176 siehe Zubrinsky Charles 2003: 167-168

## 5.1. Wohnortsuche und Diskriminierung

Prinzipiell ist Los Angeles eine der am ethnisch vielfältigsten Städte der Welt: der Census 2010 zeigte, dass von den rund 3,5 Millionen Menschen in Los Angeles 48,5% hispanischer Herkunft sind. Lediglich 28,7% der Bevölkerung sind weiß ohne hispanische Wurzeln, 11,3% bezeichnen sich als Asiaten und nur 9,6% der Befragten identifizierten sich als African American.<sup>177</sup> Diese Multiethnizität hat in der Folge eindeutige Auswirkungen auf das Zusammenleben: wie Zubrinsky Charles darauf hinweist, gibt es in Los Angeles sowohl auffallend hohe African American-White als auch in hohem Grad Hispanic-White Segregation.<sup>178</sup>

Forscher haben über die Jahre hinweg versucht, verschiedenste Erklärungen für diese Segregation zu finden. Häufig wird hierbei auf das Argument der sozioökonomischen Unterschiede, auch bekannt als „spatial assimilation model“<sup>179</sup>, verwiesen: Menschen leben getrennt aufgrund von Differenzen und Ungleichheiten in Bezug auf ihre wirtschaftlichen Mittel. Als ökonomisch benachteiligt empfundene Gegenden werden vielfach von Wohnungssuchenden gemieden, da sie mit höherer Arbeitslosigkeit, Kriminalitätsrate und Ungepflegtheit assoziiert werden. Ungeachtet der Tatsache, ob die Bewohner dieser Gegenden wirklich wirtschaftlich benachteiligt sind, werden diese als unerwünschte Nachbarn angesehen und die Umgebungen von daher bei der Wohnungssuche umgangen. Es wird in diesem Kontext häufig argumentiert, dass die Wahrnehmung von wirtschaftlicher Benachteiligung nicht als grundsätzliche Abneigung gegenüber anderen ethnischen Gruppen verstanden werden darf, sondern als Wunsch, sich von der mit ihnen assoziierten Armut, Arbeitslosigkeit und Kriminalität abzugrenzen.

---

177 siehe <http://quickfacts.census.gov/qfd/states/06/0644000.html>, 15.08.2012

178 siehe Zubrinsky Charles 2000: 379-380

179 siehe Zubrinsky Charles 2003: 170

Ein weiterer Erklärungsversuch beschäftigt sich mit gruppeninternen Präferenzen – Menschen leben nach Gruppen getrennt, da sie es bevorzugen, in der Nähe ihrer ethnischen Gruppe und gemeinsam mit Gleichdenkenden zu leben. Schlussendlich findet sich, im Kontrast zu den gruppeninternen Präferenzen, bei vielen Studien auch die Meinung, dass Segregation ein Resultat von herrschenden rassistischen Vorurteilen und Antipathie gegenüber Gruppenaußenstehenden ist<sup>180</sup>: „racial groups form images of themselves and of others ... defining their positions vis-à-vis each other“<sup>181</sup> – Vorurteile werden kreiert und kontinuierlich wiederholt um die Position und den Status der eigenen Gruppe zu erhalten beziehungsweise zu stärken. Wie Zubrinsky Charles argumentiert, je höher der Status einer Gruppe, desto ablehnender und negativer deren stereotype Darstellungen anderer ethnischer Gruppen und in der Folge deren Bereitschaft, in der Nähe dieser Menschen zu leben.<sup>182</sup>

Ungeachtet dieser drei Erklärungsmöglichkeiten, die vermutlich nicht als exklusiv sondern als aufeinander Einfluss übergend angesehen werden müssen, gibt es jedoch noch einige zusätzliche und eher persönliche Kriterien, die entscheidend bei der Wahl eines Wohnortes sind. Grundsätzlich ist die Frage nach Elternschaft von großer Bedeutung: Eltern mit minderjährigen Kindern leben verstärkt in der Nähe ihrer ethnischen Gruppe um traditionelle Bindungen aufrechtzuerhalten und den Kindern ihr kulturelles Erbe näher zu bringen. Eltern legen darüber hinaus auch größeren Wert auf die Qualität der Nachbarschaft in Bezug auf Verfügbarkeit von Freizeitangeboten, öffentlichen Schulen und Grad der Sicherheit – Komponenten, für die die ethnische Zusammensetzung der Nachbarschaft oft als Maßstab herangezogen wird. Darüber hinaus spielt auch Immobilienbesitz in der Frage der Wohnortwahl eine Rolle: Hauseigentümer verbinden mit ihrem Wohnort sowohl finanzielle Investition als auch eine emotionale Beziehung, weswegen sie großen Wert auf Stabilität der Umgebung

---

180 siehe Zubrinsky Charles 2000: 380, 383

181 siehe Zubrinsky Charles 2000: 384

182 siehe Zubrinsky Charles 2000: 384

legen und die Änderung der Nachbarschaft, beispielsweise durch den Zuzug anderer ethnischer Gruppen, als negativ empfinden.

Verbunden mit all diesen Faktoren wird traditionellerweise Nachbarschaft mit Weißen als erstrebenswert empfunden und mit einer höheren Qualität der Wohnumgebung assoziiert, während Nähe zu African Americans und Hispanics mit Verfall der Nachbarschaft und weniger Annehmlichkeiten verbunden wird. Eine Analyse der Zusammensetzung von ethnisch gemischten Nachbarschaften zeigt, dass die Mehrheit der Weißen in dieser Umgebung jung, ledig, kinderlos und darüber hinaus Mieter anstelle von Eigentümer ist. Angehörige der dominanteren Gruppe (die Weißen) bevorzugen daher, vor allem wenn die oben genannten Faktoren wie Elternschaft und Hauseigentum eine Rolle spielen, weniger Angehörige der unteren Schichten (African Americans und Hispanics) in ihrer unmittelbaren Umgebung, während jene jedoch mehr Nachbarn der oberen Schichten bevorzugen, um die Nachbarschaft somit „aufzuwerten“.<sup>183</sup> Diese Theorie wird bestätigt von der Studie von Zubrinsky Charles an 4.025 Personen in Los Angeles:

Whites are always the most desirable out-group neighbors, and Blacks are always the least desirable. In between these extremes are Asians and Latinos [...]. This hierarchical pattern is consistent with each group's social and economic position in contemporary American society.<sup>184</sup>

Laut ihrer Studie kreieren Angehörige der unteren sozialen Schichten, wenn dazu aufgefordert, sich ihre ideale Nachbarschaft vorzustellen, eine Umgebung mit einem Anteil von bis zu 33% Weißen; Hispanics werden hingegen von anderen ethnischen Gruppen häufig komplett ausgeschlossen – 17% der befragten weißen Studienteilnehmer und 26% der asiatischen stellten sich ihre ideale Wohnumgebung gänzlich ohne Hispanics vor.<sup>185</sup>

Wie der einleitende theoretische Einblick in die Wohnortsegregation zeigte, gibt es verschiedene Erklärungen für die räumliche Trennung von ethnischen Gruppen. Stereotype und Vorurteile gegenüber gewissen ethnischen Gruppen

---

183 siehe Zubrinsky Charles 2000: 382

184 siehe Zubrinsky Charles 2000: 388-389

185 siehe Zubrinsky Charles 2000: 401

beziehungsweise die Präferenz einer bestimmten Gruppe verhindern integriertes Wohnen, Gegenden, die vorwiegend von bestimmten Ethnizitäten bewohnt werden, wecken darüber hinaus negative Assoziationen. Es stellt sich nun in der Folge die Frage, wie Segregation von vornherein zustande kommt. Laut Zubrinsky Charles herrscht relative Einigkeit unter Akademikern, dass unter anderem der Immobilienmarkt mit diskriminierenden Aktivitäten eine große Rolle in der Aufrechterhaltung von Segregation spielt:

[...] [r]acial/ethnic minorities are sorted by place according to their group's relative standing in society, [limiting] the ability of even the socially mobile members to reside in the same communities as comparable white.<sup>186</sup>

In anderen Worten, selbst wenn sozioökonomische Mittel kein Hindernis mehr für den Umzug in ein „besseres“ Wohnviertel darstellen, so werden Mitglieder ethnischer Gruppen oft durch diskriminierende Aktivitäten von diesen ferngehalten. Obwohl der Fair Housing Act aus dem Jahr 1968 Diskriminierung am Wohnungsmarkt offiziell als illegal erklärte, werden in der Praxis nach wie vor zahlreiche benachteiligende Anstrengungen unternommen, um Segregation entstehen zu lassen und aufrecht zu erhalten. So argumentiert Zubrinsky Charles beispielsweise, dass Weiße häufig bereit sind, mehr zu zahlen, um in überwiegend weißen Gegenden zu leben. Dies stellt eine, wenn auch subtile, Form der Diskriminierung dar – es wird ein Preis für eine Wohnung oder ein Haus verlangt, den sich Minderheitengruppierungen, oft – aufgrund von zusätzlichen Benachteiligungen am Arbeitsmarkt mit weniger finanziellen Mitteln ausgestattet – nicht leisten können. Darüber hinaus werden Angehörigen von ethnischen Minderheiten häufig nur Häuser oder Wohnungen in ethnisch getrennten Gegenden gezeigt, Makler verschweigen wichtige Informationen in Bezug auf die zur Verfügung stehenden Immobilien oder die Konditionen von Miete und Kauf oder zeigen weniger Hilfsbereitschaft in der Frage der Finanzierungsmöglichkeiten. Gleichzeitig werden Immobilien in Gegenden, die hauptsächlich von ethnischen Minderheiten bewohnt werden,

---

186 siehe Alba & Logan 1993: 1391 zitiert in Zubrinsky Charles 2003: 182

weniger häufig beworben.<sup>187</sup> Wie Zubrinsky Charles erklärt, „[...] evidence suggests that real estate agencies do much of their steering through their marketing practices“<sup>188</sup>

Wie sieht die Wohnsituation mexikanischer Einwanderer in Los Angeles jedoch tatsächlich aus? Wie bereits erwähnt gibt es seit jeher mexikanische Einwanderung nach Kalifornien, bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts jedoch waren mexikanische Siedlungen in der Stadt selbst relativ selten. Die meisten Immigranten zog es in die landwirtschaftlichen Gegenden rund um die Stadt, die heutigen mexikanisch geprägten Bereiche der Stadt sind daher eher jüngere Erscheinungen oder aber auch ehemalige ländliche Siedlungen, die im Laufe der Zeit mit der Stadt verschmolzen und somit zu Vororten wurden. Von einer ethnischen Gegend spricht man in der Folge grundsätzlich, wenn die Konzentration einer bestimmten Gruppe in einer Gegend höher ist als ihr durchschnittlicher Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Eine Studie von Logan, Zhang und Alba von ethnischen Regionen in New York und Los Angeles erlaubt nun interessante Einblicke in Bezug auf die ethnischen Gegenden dieser beiden Städte und bildet eine Basis für einen Vergleich und eine Einschätzung des Anteils von Mexikanern in Los Angeles: die durchschnittliche Konzentration von ethnischen Gruppen betrug beispielsweise in New York zwischen 5% für Filipino-Gegenden und 30% für Nachbarschaften, die vorwiegend von African Americans, Dominikanern oder Chinesen bewohnt werden. Im Vergleich dazu finden sich in Los Angeles Wohngegenden, die einen Anteil von über 70% mexikanisch stämmigen Personen aufweisen und somit klar mexikanisch geprägt sind.<sup>189</sup> Viele dieser Gegenden befinden sich östlich und südlich des Stadtkerns<sup>190</sup>, als Beispiel wäre unter anderem Huntington Park mit einem hispanischen Bevölkerungsanteil von über 97% zu

---

187 siehe Zubrinsky Charles 2003: 168, 191-194

188 siehe Zubrinsky Charles 2003: 194; vgl. auch Iceland & Nelson 2008: 743

Für weitere Informationen bezüglich der Situation ethnischer Gruppen am Immobilienmarkt (Besitz von Häusern, Einfluss verschiedener Faktoren wie zum Beispiel Englischkenntnisse) siehe Flippen 2001

189 siehe Logan, Zhang & Alba 2002: 303, 308, 310

190 siehe Ellis, Wright & Parks 2004: 626

nennen.<sup>191</sup> All diese Fakten bezüglich der Wohnsituation mexikanischer Einwanderer nach Los Angeles weisen sehr deutlich auf räumliche Segregation und Trennung von anderen ethnischen Gruppen hin.

Was sind in der Folge Konsequenzen dieser Segregation, abgesehen von der einleitend erwähnten unterbundenen Möglichkeit der Entstehung von Beziehungen zu anderen ethnischen Gruppen? Zubrinsky Charles argumentiert, dass die räumliche Trennung ethnischer Gruppen unter anderem große Auswirkungen auf die Aufstiegsaussichten einer Person in der Gesellschaft hat:

[...] any process that concentrates poverty within racially isolated neighborhoods will simultaneously increase the odds of socioeconomic failure within the segregated group.<sup>192</sup>

Oft entscheiden sich Arbeitgeber bereits aufgrund des Lebenslaufs und der darin aufscheinenden Wohnortsangabe gegen einen Bewerber – Herkunft fungiert als entscheidender Faktor in der Suche nach Beschäftigung. Des Weiteren führt die Akademikerin an, dass das Aufwachsen in segregierten Gegenden Einfluss auf die akademischen Leistungen einer Person nimmt. Sie argumentiert, dass Segregation zu häufigerem Kontakt mit Gewalt führt, gleichzeitig erleben junge Menschen in segregierten Wohngebieten oft infolge der kontinuierlich erlebten Benachteiligung und der daraus entstehenden Frustration und Verzweiflung häufiger familiäre Konflikte. Die Notwendigkeit, sich damit zu beschäftigen, wirkt sich in der Folge negativ auf erbrachte Schulleistungen aus, beispielsweise aufgrund von fehlender Zeit zur Erledigung von Hausarbeiten.<sup>193</sup>

Klarerweise muss der Vollständigkeit halber erwähnt werden, dass das Leben in segregierten Gegenden auch Vorteile für deren Bewohner mit sich bringen kann, vor allem wenn ein intaktes ethnisches Netzwerk existiert. Wie bereits in

---

191 siehe <http://quickfacts.census.gov/qfd/states/06/0636056.html> 16.08.2012

192 siehe Massey & Denton 1993:179 zitiert in Zubrinsky Charles 2003: 198

193 siehe Zubrinsky Charles 2003:198-199

Kapitel 4.1. besprochen, entscheiden sich viele Immigranten näher bei ihrer Familie oder Angehörigen der eigenen ethnischen Gruppe zu wohnen, um finanzielle Schwierigkeiten, beispielsweise durch das gemeinsame Leben in einem Haus, von vornherein abfangen zu können. Die Nähe zur ethnischen Gemeinschaft erleichtert auch Kommunikation – besonders für Neuankömmlinge ein wichtiges Thema – und kann in entscheidendem Ausmaß zum Erhalt einer Beschäftigungsmöglichkeit beitragen. Segregation kann daher von diesem Blickwinkel aus gesehen gewollt und beabsichtigt sein und als Indikator einer starken ethnischen Gemeinschaft fungieren. In diesem Sinn existiert Segregation von anderen ethnischen Gruppen zwar nach wie vor, die Interaktion innerhalb der eigenen Ethnizität wird jedoch verstärkt.<sup>194</sup>

Man unterscheidet in diesem Kontext folglich zwischen „immigrant enclaves“ und „ethnic communities“<sup>195</sup> : „immigrant enclaves“ können als Übergangswohnorte gesehen werden: neuankommende Immigranten lassen sich aufgrund der Unterstützung durch die eigene ethnische Gruppe dort nieder, versuchen jedoch, wie bereits erklärt, sobald es die finanziellen Mittel erlauben, in die Nähe der dominanteren, gesellschaftlich höher stehenden Gruppe zu ziehen. Diese „immigrant enclaves“ werden häufig als nicht erstrebenswerte Wohngegenden angesehen, die Mehrheit der Bevölkerung sind kürzlich angekommene Einwanderer. Im Gegensatz dazu sind „ethnic communities“ Gegenden, die zwar ebenfalls von Mitgliedern einer bestimmten ethnischen Gruppe bewohnt werden, die dies jedoch nicht aus Notwendigkeit sondern aus Überzeugung und ihren eigenen Wünschen nachkommend tun, oft mit der Absicht, Nachbarschaften zu schaffen, die ihre ethnische Identität erhalten und nach außen hin symbolisieren.<sup>196</sup> Räumliche Trennung kann also, wie oben erwähnt, nicht nur negative sondern auch positive Auswirkungen auf die Bewohner einer bestimmten Gegend haben, gleichzeitig müssen auch nicht notwendigerweise Diskriminierung und rassistische Vorurteile der Grund für Segregation sein; im Gegenteil, es kann sich um eine bewusste Entscheidung der betroffenen Personen handeln.

---

194 siehe Lee & Ferraro 2007: 132-133

195 siehe Logan, Zhang & Alba 2002: 300

196 siehe Logan, Zhang & Alba 2002: 300

Wie Logan, Zhang und Alba festhalten, sind die meisten der vorhin angesprochenen mexikanischen Viertel in Los Angeles hauptsächlich von kürzlich angekommenen Einwanderern besiedelt und entsprechen somit den oben angesprochenen immigrant enclaves.<sup>197</sup> Dies zeigt auch eine Untersuchung von Sprache und Geburtsort dieser Personen: „[a]lmost without exception, those born in the United States and those who speak only English at home are less likely to live in ethnic neighborhoods“<sup>198</sup>. Diese Gegenden stellen Übergangsorte dar, die mit steigender Akkulturation und über die Generationen hinweg verlassen werden – die Kinder und Enkel der Einwanderer suchen besser integrierte Wohnumgebungen und versuchen somit, den stigmatisierten Nachbarschaften in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft mit mehr Gleichberechtigung zu entgehen.

## 5.2. Diskriminierung am Arbeitsplatz

Ein wichtiger Punkt in Verbindung mit Gleichberechtigung und Integration in die amerikanische Gesellschaft ist zweifellos die Möglichkeit für Immigranten, einer geregelten und gut bezahlten Beschäftigung nachzugehen. Nur durch geordnete Einkünfte lässt sich beispielsweise das in Kapitel 4.1. besprochene Wohnen im Großfamilienkontext umgehen und es besteht die Möglichkeit auf Wohnungssuche außerhalb stigmatisierter ethnischer Wohngegenden. Wie in der Einleitung erwähnt, kam ein Großteil der mexikanischen Immigranten infolge des Arbeitermangels im landwirtschaftlichen Bereich in die Vereinigten Staaten und die Mehrheit von diesen verblieb in der sogenannten “blue-collar work“<sup>199</sup>. Im Jahr 1990 waren 91% der in Kalifornien in der Landwirtschaft beschäftigten Arbeiter mexikanische Einwanderer und im Jahr 2000 waren mehr als 8 von 10 mexikanischen Immigranten in blue-collar jobs beschäftigt.

---

197 siehe Logan, Zhang & Alba 2002: 311

198 siehe Logan, Zhang & Alba 2002: 316

199 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 169

Unter „blue-collar work“ versteht man eine typischerweise von Arbeitern und Handwerkern verrichtete Beschäftigung.

Obwohl die zweite Generation häufiger in die sogenannte „white-collar work“<sup>200</sup> aufstiegen, ist auch hier eine Mehrheit nach wie vor als Arbeiter in der Landwirtschaft tätig – nur rund 41% der in den USA geborenen Mexikaner finden Beschäftigung als Angestellter.<sup>201</sup> Die Situation ist differenzierter für in Amerika geborene Frauen mexikanischer Abstammung: obwohl auch mexikanische Immigrantinnen hauptsächlich in blue-collar Berufen anzutreffen sind, so schaffen zwischen 60 und 75% der in Amerika geborenen Frauen mit mexikanischen Wurzeln den Aufstieg in white-collar Beschäftigungen, beispielsweise im Bereich des öffentlichen Dienstes, im Banken- und Kreditwesen oder bei Versicherungen, und ähneln somit sowohl in Bezug auf ihre Beschäftigung als auch ihren Verdienst in steigendem Ausmaß US-amerikanischen Frauen.<sup>202</sup>

Welche Erklärungen verbergen sich nun hinter dieser, von mexikanischen Immigranten der ersten Generation offensichtlich erlebten Schwierigkeit, in white-collar Beschäftigungen Fuß zu fassen beziehungsweise generell in der amerikanischen Gesellschaft aufzusteigen? Katz, Stern und Fader argumentieren, dass als Hauptgrund die gegen Ende des 20. Jahrhunderts immer stärker werdende Verbindung zwischen Humankapital und wirtschaftlichem Erfolg zu nennen ist.<sup>203</sup> Viele mexikanische Immigranten kommen aus der Arbeiterschicht Mexikos<sup>204</sup> und aus ländlichen Gegenden in Mexiko<sup>205</sup> und reisen mit nur ungenügender Ausbildung nach Amerika. Im Jahr 2000 beispielsweise hatte die Mehrheit der mexikanischen Immigranten (61% der Männer und 54% der Frauen) nur maximal 8 Jahre Schulausbildung absolviert.<sup>206</sup> Angekommen in den USA finden sie aufgrund dieser schlechten Ausbildung nur in jenen Bereichen Arbeit, in denen unqualifizierte Arbeiter beschäftigt werden können, wie beispielsweise in der Landwirtschaft.

---

200 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 169

Unter „white-collar-work“ versteht man die Beschäftigung als Angestellte/r im Büro.

201 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 169

202 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 170, 172

203 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 173

204 siehe Tienda 1983: 255

205 siehe Chiswick 1987: 35

206 siehe Katz, Stern & Fader 2007: 173

Neuankömmlingen wird hierbei von vormalig emigrierten Personen, die bereits in solchen Sparten beschäftigt sind, bei ihrer Suche nach Anstellung in ähnlichen Bereichen geholfen. Unterstützt wird dieser Prozess weiters durch die Arbeitgeber: da die Immigranten auf schnellen Verdienst angewiesen sind, werden sie von vielen Unternehmen als „[...] valuable source of low-wage pliable labor“<sup>207</sup> angesehen – die Verdienste sind gering und sozialer Aufstieg beinahe unmöglich.<sup>208</sup> Darüber hinaus profitieren auch weiße US-Amerikaner mit nicht-hispanischen Wurzeln deutlich von der Präsenz mexikanischer Arbeiter, ebenfalls in Verbindung mit Diskriminierung durch die Arbeitgeber: weiße Arbeiter erhalten häufig besser bezahlte Positionen, da Angehörige der ethnischen Minderheitsgruppierungen jene Arbeiten verrichten, die weiße US-Amerikaner oft nicht bereit sind zu tun.<sup>209</sup>

Wie die Daten der Volksbefragungen 2009 und 2010 deutlich zeigen, lag das Durchschnittseinkommen weißer nicht-hispanischer Amerikaner in beiden Jahren bei jährlich über 50.000\$, während das Durchschnittseinkommen von Hispanics<sup>210</sup> bei jährlich knapp über 35.000\$ lag.<sup>211</sup> Ein Vergleich von Census Daten aus dem Jahr 2004 zum Durchschnittseinkommen mexikanischer und europäischer Immigranten verdeutlicht die schlechte Situation der mexikanischen Bevölkerung in den USA: verdienten mexikanische Arbeiter im Durchschnitt knapp über 20.000\$ jährlich (also auch weit unter dem Durchschnittseinkommen der Hispanics allgemein), so betrug das Gehalt für europäisch-stämmige Beschäftigte rund 38.000\$. Die Armutsrate unter der mexikanischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten betrug in diesem Jahr 25% (verglichen mit 10% bei europäischen Immigranten).<sup>212</sup> Wie Hall, Greenman und Farkas argumentieren, so kann die vorhin angesprochene

---

207 siehe Portes & Truelove 1987: 368

208 siehe Portes & Truelove 1987: 368

209 siehe Tienda 1983: 267, vgl. auch Farley 1987: 135-137

210 Hispanics bezieht sich in diesem Kontext auf die Gesamtheit der Bevölkerung mit hispanischen Wurzeln, während die darauf folgende Angabe sich rein auf den mexikanischen Anteil bezieht.

211 siehe <http://www.census.gov/prod/2011pubs/p60-239.pdf> 17.08.2012

212 siehe Hall, Greenman & Farkas 2010: 492-493

ungenügende Ausbildung schätzungsweise für ein Drittel der Einkommensunterschiede zwischen mexikanischen Immigranten und US-Amerikanern verantwortlich gemacht werden.<sup>213</sup>

Neben diesen beiden Faktoren – unzureichende Ausbildung und Diskriminierung durch Arbeitgeber – wirkt sich auch die Übertragbarkeit von in Mexiko gelernten Fähigkeiten auf den amerikanischen Arbeitsmarkt auf die Aufstiegsmöglichkeiten der Immigranten aus. Grundsätzlich unterscheidet man in diesem Kontext zwischen landesspezifischen und international übertragbaren Fähigkeiten – erstere sind rein in jenem Land, in dem sie erlernt wurden, anwendbar, während letztere sowohl im Ursprungsland als auch in der neuen Heimat nützlich sind. Wie oben erwähnt kommt die Mehrheit der mexikanischen Einwanderer aus der Arbeiterschicht beziehungsweise aus ländlichen Gegenden und verfügt somit größtenteils über landesspezifische Fähigkeiten. Fertigkeiten im landwirtschaftlichen Bereich sind zwar klarerweise übertragbar, ist jedoch eine Sparte mit Arbeitern gesättigt, so fehlen den mexikanischen Immigranten zusätzliche Fähigkeiten, die ihnen in der neuen Heimat zu Beschäftigung verhelfen. Darüber hinaus verfügen sie des Weiteren nicht über die finanziellen Mittel oder die notwendige bereits vorhandene Schulausbildung, um neue zusätzliche Fähigkeiten in den Vereinigten Staaten zu lernen. In Folge entsteht ein Kreislauf von schlechter Ausbildung, verwehrten Möglichkeiten und verhiertem Zugang zu besserer Qualifikation.<sup>214</sup>

Schlussendlich argumentiert Chiswick, dass auch die Nähe zu Mexiko einen großen Einfluss auf die Aufstiegschancen in der US-amerikanischen Gesellschaft ausübt. Er erklärt, dass ein ständiger Austausch mexikanischer Arbeiter über die Grenze hinweg stattfindet – viele Personen entscheiden sich dafür, lediglich ein paar Jahre in Amerika zu leben und zu arbeiten und anschließend wieder zurück zu kehren. In Folge legen sie wenig Wert auf die Entwicklung von neuen Fähigkeiten und investieren nicht in bessere Ausbildung, die ihnen in den USA von Nutzen sein könnte. Ebenso strengen sie

---

213 siehe Hall, Greenman & Farkas 2010: 493

214 siehe Chiswick 1987: 36-37

sich nicht an, die englische Sprache zu lernen – ein Faktor, der bei der Arbeitssuche von großem Vorteil wäre. Die Konsequenz dieser Entscheidung ist, dass sie, auch bei einer Verlängerung des Aufenthaltes unqualifizierte Arbeiter bleiben und somit am US-amerikanischen Arbeitsmarkt weniger Chancen haben.<sup>215</sup>

Wie Waldinger nun argumentiert hat sich besonders Los Angeles in den letzten Jahrzehnten als Anlaufstelle und auserwähltes Ziel vieler unqualifizierter hispanischer Immigranten herauskristallisiert. Es findet sich zwar ebenfalls eine große Zahl von hochqualifizierten Arbeitskräften in Los Angeles, diese wandern jedoch hauptsächlich aus Indien, Korea, Taiwan, China oder dem Iran zu. Die mexikanischen Einwanderer, die mit Abstand die größte Bevölkerungsgruppe in Los Angeles darstellen, sind fast ausschließlich unqualifiziert und somit am Arbeitsmarkt benachteiligt.<sup>216</sup> Die Konsequenz dieser verwehrt Aufstiegsmöglichkeiten ist die Entstehung der sogenannten „brown-collar jobs“<sup>217</sup> – „economic specializations that quickly develop into ethnic niches“<sup>218</sup> – in denen Hispanics stark überrepräsentiert sind.<sup>219</sup> Diese brown-collar jobs entstehen vorwiegend dadurch, dass unqualifizierte Minderheiten bereit sind, die am wenigsten attraktiven Arbeiten zu verrichten und in der Folge Arbeitgeber diese Personen als Arbeitskräfte wegen der niedrigen Löhne und eben dieser Bereitschaft, jegliche Art von Arbeit auszuführen, bevorzugt einstellen. Sobald Angehörige einer bestimmten ethnischen Gruppe in einem gewissen Bereich arbeiten, ist es wahrscheinlich, dass weitere Personen dieser Gruppe angeheuert werden (durch die ebenfalls bereits erwähnte Unterstützung innerhalb der Gruppe) – es entwickelt sich eine ethnische Nische. Diese Nische

---

215 siehe Chiswick 1987: 50-51

Für mehr Informationen über individuelle Erklärungen weißer, nicht-hispanischer Personen bezüglich Benachteiligungen am Arbeitsmarkt von Hispanics (im Kontrast zu den angeführten strukturellen Begründungen) siehe McDonald 2001

216 siehe Waldinger 1999: 254, 259

217 siehe Catanzarite 2000: 45

218 siehe Waldinger 1999: 265

219 siehe Catanzarite 2000: 46

wird im Laufe der Zeit vorwiegend mit hispanischen Arbeitern assoziiert und entwickelt sich somit zu einem brown-collar job.

Diese brown-collar jobs charakterisieren sich, neben der Spezialisierung auf bestimmte Bereiche, unter anderem dadurch, dass Spanisch oft die von den Arbeitern untereinander gesprochene Sprache ist, wodurch die Arbeiter versuchen, Angehörige anderer ethnischer Gruppen zu exkludieren. Darüber hinaus sind die Verdienste in solchen Nischen eher gering, oft auch wegen der neu ankommenden Immigranten, die bereit sind, dieselbe Arbeit für einen noch niedrigeren Stundensatz zu verrichten, was in der Folge die Einkommensschere zwischen Immigranten und US-Amerikanern weiter vergrößert.<sup>220</sup>

Wie nun eine Studie von Catanzarite in Los Angeles zeigt, ist die Mehrheit der kürzlich angekommenen Einwanderer (88% der Männer sowie 79% der Frauen) in der Dienstleistungsbranche beschäftigt und häufig werden die typischerweise von diesen Immigranten verrichteten Arbeiten als brown-collar jobs identifiziert. Charakteristische Beschäftigungen für männliche Immigranten sind hierbei beispielsweise Maschinenarbeiter, Autowäscher, Koch oder Handwerker auf Baustellen, während Frauen üblicherweise Beschäftigung als Kinderbetreuerin, Haushälterin, Schneiderin oder auch beim Sortieren von Ware finden. Im Durchschnitt verdienen Männer dabei rund 41% und Frauen rund 28% des Durchschnittsgehaltes von weißen Amerikanern.<sup>221</sup> In all diesen Beschäftigungen finden sich hohe Anteile von derselben ethnischen Gruppe angehörigen Arbeitern – mexikanische Arbeiter in diesen Bereichen machen oft bis zu 50% der gesamten Belegschaft aus, im Bereich der Haushaltsführung sogar, laut Catanzarites Studie, 71%. Von den 21 Beschäftigungen, in denen mexikanische Einwanderer laut Catanzarite typischerweise Fuß fassen können, weisen 13 einen überproportional hohen Anteil von Immigranten auf und können somit als brown-collar job bezeichnet werden.<sup>222</sup>

---

220 siehe Catanzarite 2000: 47, 50

221 siehe Catanzarite 2000: 53, 65

222 siehe Catanzarite 2000: 65-66

Wie nun diese beiden Kapitel zeigen gibt es klare Trennungen in Los Angeles zwischen mexikanischen Einwanderern und weißen, nicht-hispanischen Amerikanern in Bezug auf Wohnort und Arbeitsplatz. Zum Abschluss soll nun jedoch die Frage geklärt werden, ob es somit überhaupt keine Berührungspunkte zwischen den ethnischen Gruppen in Los Angeles gibt. Wie Ellis, Wright und Parks argumentieren, wird sowohl in Studien zu räumlicher Segregation als auch zur Trennung am Arbeitsplatz der Fokus häufig nur auf einen Ort gelegt; die Verbindung zwischen den beiden Orten und der stetige Kontakt zwischen diesen Lokalitäten wird allerdings selten ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Dies schafft, laut den Autoren, eine falsche Darstellung von bestimmten Gegenden als von gewissen ethnischen Gruppen dominiert; Personen wie Gärtner oder Haushaltshilfen, die ihren Wohnort verlassen und andere Viertel zu Arbeitszwecken aufsuchen – und somit häufiger mehr Zeit dort verbringen als in ihrer eigentlichen Wohnumgebung – werden bei solchen Studien oft vernachlässigt.<sup>223</sup>

Wie bereits erwähnt ist besonders Huntington Park in Los Angeles als eine der von mexikanischen Immigranten am meisten geprägten Gegenden zu nennen. Während des Arbeitstages verstreut sich die mexikanische Bevölkerung von Los Angeles jedoch in beinahe alle Gegenden der Stadt. Höhere Konzentrationen sind besonders in East Los Angeles, Santa Ana, im San Fernando Valley sowie in Ventura County zu finden<sup>224</sup>. Wie Ellis, Wright und Parks argumentieren, „[...] this pattern derives from Mexican immigrant employment in a range of service-oriented jobs that are spread throughout the region“.<sup>225</sup> Dies bestätigt in der Folge die oben angesprochene Existenz von brown-collar jobs und weist aber auch darauf hin, dass diese Nischen nicht notwendigerweise an einen Ort gebunden sein müssen, sondern Kontakt mit anderen ethnischen Gruppen durchaus stattfindet. Wie die Studie von Ellis, Wright und Parks weiters anführt, so stellte sich in einem Vergleich zwischen

---

223 siehe Ellis, Wright & Parks 2004: 620

224 siehe Ellis, Wright & Parks 2004: 626

225 siehe Ellis, Wright & Parks 2004: 626

Mexikanern, Salvadorianern, African Americans und US-amerikanischen Weißen in Bezug auf deren Trennung am Arbeitsplatz heraus, dass die Gruppe der Mexikaner in Los Angeles die am wenigsten von den Weißen getrennte Ethnizität ist. Dies lässt sich jedoch häufig eher auf deren Beschäftigung *durch* US-Amerikaner als auf Akzeptanz und Integration zurückführen,<sup>226</sup> die Angehörigen verschiedener ethnischer Gruppen

[...] might work in the same hospital, hotel, office building, law firm, or airport, and they might say hello to each other every day, but rarely do they work together as equals. They simply inhabit two workplace worlds.<sup>227</sup>

In Los Angeles kommt es also durchaus zu Kontakt zwischen den ethnischen Gruppen, sodass man somit nicht von einer vollständigen *räumlichen* Segregation sprechen kann, die Trennung nach Beschäftigung, Einkommen und Wohngebieten bleibt jedoch, wie dieses Kapitel versucht hat aufzuzeigen, durchaus bestehen.

---

226 siehe Ellis, Wright & Parks 2004: 628-629

227 siehe Steinhorn & Diggs-Brown 1999: 55, zitiert in Ellis, Wright & Parks 2004: 624

## 6. Politische Assimilation

Als letztes Kapitel dieser Arbeit soll nun nach der Analyse von Assimilation im privaten und familiären Bereich sowie nach der Diskussion um Segregation und Diskriminierung am Wohn- und Arbeitsplatz eine genauere Betrachtung der politischen Assimilation stattfinden. In wie weit nehmen mexikanische Immigranten die Staatsbürgerschaft der USA an, welche Faktoren beeinflussen ihre Entscheidung, welche Vor- oder Nachteile bringt eine amerikanische Staatsbürgerschaft für den Einzelnen mit sich und wo liegen schlussendlich die Loyalitäten der mexikanischen Einwanderer. Besonders die letzte Fragestellung ist von großer Bedeutung, um abschließend die Frage nach dem Heimatgefühl der mexikanischen Immigranten beantworten zu können: wird die neue Umgebung durch Übernahme der Staatsbürgerschaft tatsächlich zur Heimat oder bleibt die Solidarität der Einwanderer letztlich bei ihrer ursprünglichen Heimat?

Grundsätzlich stellt sich zuerst die Frage nach der Bedeutung der Übernahme der Staatsbürgerschaft beziehungsweise Naturalisation. Wie Pachon argumentiert, wird Naturalisation – der Vorgang, bei dem ein Immigrant seine oder ihre alte Staatsbürgerschaft ablegt und formell Zugehörigkeit zu Amerika schwört – üblicherweise als der automatische letzte Schritt im Immigrationsprozess angesehen. Erst durch die Übernahme der Staatsbürgerschaft erlangt ein Einwanderer das Wahlrecht,<sup>228</sup> das wichtigste Mittel in einer Demokratie, um seine politische Meinung kund zu tun und, in Verbindung mit Gleichgesinnten, politische Macht ausüben zu können.<sup>229</sup> Verfügt nun eine große Gruppe innerhalb eines Staatsgefüges, in diesem Kontext eben die der hispanischen Einwanderer in den Vereinigten Staaten von Amerika, nicht über das Wahlrecht, so beeinflusst dies in großem Ausmaß die Grundprinzipien der Demokratie. Die Interessen dieser Gruppe werden nicht

---

228 siehe Pachon 1987: 299

229 siehe Alvarez & Butterfield 1999: 294

durch Angehörige der Gemeinschaft selbst, sondern durch Außenstehende vertreten, deren Hauptaugenmerk womöglich auf anderen Belangen liegt.

Neben der Wahlberechtigung wirkt sich Staatsbürgerschaft darüber hinaus auch auf die Teilnahme einer Person am politischen Alltag aus – nicht die Staatsbürgerschaft eines Landes zu besitzen bedeutet beispielsweise, nicht als Geschworener dienen zu können, was in der Folge wiederum zu einer deutlichen Unterrepräsentation dieser Bevölkerungsgruppe in Geschworenengerichten führt. Die nicht vorhandene Staatsbürgerschaft hat jedoch neben den politischen auch soziale und ökonomische Auswirkungen: Im öffentlichen Dienst oder bei Institutionen der staatlichen oder lokalen Regierung wird die Staatsbürgerschaft für eine Anstellung vorausgesetzt. Ein Einwanderer mag somit als Kandidat für eine bestimmte Stelle prinzipiell geeignet sein, ihm wird jedoch durch die „falsche“ Staatsbürgerschaft von vornherein die Möglichkeit auf Beschäftigung in diesen Bereichen verwehrt.

Weitere Benachteiligungen, die eng mit einer nicht vorhandenen Staatsbürgerschaft zusammen hängen, finden sich beispielsweise im verwehrteten Zugang zu allen Leistungen der Sozialversicherung für jene, die vorhaben sich nach ihrer Pensionierung im Ausland niederzulassen, im verwehrteten Zugang zu staatlicher Ausbildung oder bestimmten Kreditprogrammen.<sup>230</sup>

Nicht nur die Immigranten selbst, sondern auch deren Kinder spüren den Einfluss einer nicht vorhandenen Staatsbürgerschaft auf ihr Leben. Jene, die es schaffen, einen Highschoolabschluss zu erlangen, haben oft, aufgrund des eben erwähnten verwehrteten Zugangs zu Kreditprogrammen, keine finanzielle Möglichkeit ihre Ausbildung am College weiterzuführen. Gleichzeitig stellt sich jedoch auch die Arbeitssuche als schwierig dar, da sie den oft von Firmen verlangten Ausweis in Form eines Passes, einer Sozialversicherungskarte oder

---

230 siehe Pachon 1987: 302-304

eines Führerscheins nicht vorlegen können – legaler Status der Eltern ist somit essentiell für den sozialen Aufstieg der zweiten Generation.<sup>231</sup>

Wie Hall, Greenman und Farkas argumentieren, ist der Vorteil einer Staatsbürgerschaft auch in Bezug auf die Einkünfte von Einwanderern immens: weibliche mexikanische Einwanderer, die die Staatsbürgerschaft übernehmen, verdienen im Durchschnitt 9% mehr im Vergleich zu ihren Landsleuten ohne Staatsbürgerschaft, männliche mexikanische Immigranten sogar 17%.<sup>232</sup> Um es mit den Worten Pachos auszudrücken: „[...] U.S. citizenship entails more than simple political entitlement. It offers individuals concrete benefits and the means to participate fully in American society“<sup>233</sup>. Wie sich also zeigt, bringt die Übernahme der Staatsbürgerschaft für mexikanische Einwanderer eine große Zahl an Vorteilen, sowohl im privaten als auch öffentlichen Leben, mit sich. Man könnte somit, ausgehend von diesen Erläuterungen, erwarten, dass die Mehrheit der mexikanischen Immigranten auch schlussendlich die amerikanische Staatsbürgerschaft annimmt und die Naturalisation, wie oben erwähnt, nur der abschließende Schritt des gesamten Immigrationsprozesses ist.

Wie bereits des Öfteren erwähnt findet man in Kalifornien und insbesondere in Los Angeles einen der höchsten Anteile mexikanischer Immigranten der gesamten Vereinigten Staaten: mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung von Kalifornien hat hispanische Wurzeln und von der gesamten wahlberechtigten Bevölkerung Kaliforniens sind ungefähr ein Viertel hispanischen Ursprungs. Diese Zahlen an sich erlangen jedoch erst Bedeutung im Vergleich mit den Daten der weißen nicht-hispanischen Bevölkerungsgruppe: während etwa 40% der hispanischen Bevölkerung Kaliforniens wahlberechtigt sind – also nicht nur das entsprechende Alter haben, sondern auch die notwendigen Kriterien wie beispielsweise Staatsbürgerschaft erfüllen – besitzen 79% der weißen, nicht-

---

231 siehe Zhou et al. 2008: 51, 57

232 siehe Hall, Greenman & Farkas 2010: 505

233 siehe Pachon 1987: 304

hispanischen Bevölkerung dieses Recht. Die hispanische Stimme ist somit bei einer Wahl, im Vergleich zur weißen, nicht-hispanischen, klar in der Minderheit.<sup>234</sup> Wie Analysen der Wählerschaft bei den Wahlen 2010 deutlich zeigen, stieg zwar die Teilnahme hispanischer Wähler im Allgemeinen, ihre Repräsentation in der Wählerschaft blieb jedoch deutlich unter dem Prozentsatz ihres Anteils an der Gesamtbevölkerung. Anders formuliert, während 2010 16,3% der Bevölkerung Amerikas hispanische Wurzeln aufwies, lag der Anteil der hispanischen Bevölkerung bei der Wahl bei nur 7% der Wähler, was wiederum auf eine deutliche Unterrepräsentation der hispanischen Stimme hinweist,<sup>235</sup> oder, wie Alvarez und Butterfield es formulieren, „Latinos may not be experiencing a net gain in political power“.<sup>236</sup>

Wie nun in der Folge argumentiert wird, ist einerseits das Alter der hispanischen Bevölkerung und andererseits eben die nicht vorhandene Staatsbürgerschaft eine Erklärung für das Fernbleiben bei Wahlen: wie die Analysen der Wählerbeteiligung 2010 ebenfalls zeigten, war mehr als ein Drittel der hispanischen Bevölkerung der Nation nicht im wahlberechtigten Alter, zusätzlich war ungefähr ein Fünftel zwar vom Alter her wahlberechtigt, besaß jedoch keine Staatsbürgerschaft und somit kein Wahlrecht.<sup>237</sup> Gerade die junge Bevölkerung jedoch könnte enormen Einfluss auf Wahlergebnisse ausüben, wenn sie sich der Bedeutung ihrer Stimme bewusst werden, den Nutzen einer Staatsbürgerschaft erkennen und ihre Meinung mittels Wahlbeteiligung kundtun. Wie ein Teilnehmer der Studie von Félix ausdrückte, „[...] I think it is important for Latinos to seek citizenship so that we can exercise our rights, so that we can vote and so that we can be taken into consideration“<sup>238</sup>, da, wie der selbe Befragte weiters ausführte, „[...] one more vote *es la fuerza*“<sup>239</sup>.

---

234 siehe <http://www.pewhispanic.org/2010/10/15/latinos-in-the-2010-elections-california/> 19.08.2012

235 siehe <http://www.pewhispanic.org/2011/04/26/the-latino-electorate-in-2010-more-voters-more-non-voters/> 19.08.2012

236 siehe Alvarez & Butterfield 1999: 301

237 siehe <http://www.pewhispanic.org/2011/04/26/the-latino-electorate-in-2010-more-voters-more-non-voters/> 19.08.2012

238 siehe Félix 2008: 617

239 siehe Félix 2008: 618

Obwohl mexikanische Einwanderer traditionell diejenige Gruppe sind, die am meisten der Naturalisation zögerlich gegenüber stehen<sup>240</sup> – mexikanische Einwanderer machten beispielsweise im Jahr 2001 28% aller zur Naturalisation berechtigten Immigranten aus, jedoch betrug ihr Anteil bei den kürzlich naturalisierten Personen nur 9%<sup>241</sup> – findet momentan scheinbar ein Umdenken und ein Bewusstwerden des politischen Einflusses statt: wie Foner und Waldinger erklären wuchs der Anteil der in Los Angeles naturalisierten Personen von 28% im Jahr 1990 und 38% im Jahr 2000 zu 45% in den Jahren 2007-2009, eine Steigerung, die bei zukünftigen Wahlen großen Einfluss haben wird.<sup>242</sup> Basierend auf aktuellen demographischen Daten könnte der hispanische Anteil am Gang zur Wahlurne, wie Alvarez und Butterfield prognostizieren, bis zum Jahr 2020 mehr als 65% der gesamten wahlberechtigten Bevölkerung von Los Angeles ausmachen<sup>243</sup>:

[...] Latino political power should increase as this population grows and matures, but the speed and magnitude of this increase will depend upon the group's registration and turnout rates.<sup>244</sup>

Welche Faktoren beeinflussen nun eine Person in ihrer oder seiner Entscheidung, die amerikanische Staatsbürgerschaft zu übernehmen, abgesehen von den eben erwähnten klaren politischen Vorteilen, die eine solche Übernahme mit sich bringt? Wie Alvarez argumentiert, gibt es eine Fülle von Einflüssen, viele davon sind nahe liegend wie beispielsweise die Präsenz von Familie in den Vereinigten Staaten, andere jedoch sind weniger eindeutig und basieren mehr auf der Selbstwahrnehmung einer Person in den USA und seiner oder ihrer gefühlten Rolle beziehungsweise dem Status in der neuen Umgebung. Wie eine Studie von Alvarez an 38 zum Zeitpunkt der Befragung erst kürzlich naturalisierten Personen zeigt, drückten alle Befragten eine überaus positive Einstellung gegenüber den USA als Nation aus. Ihre Erlebnisse in den Vereinigten Staaten waren durchwegs aufbauend: sie hatten

---

240 siehe Portes & Curtis 1987: 352-354, 356 vgl. auch Garcia 1987: 372

241 siehe Félix 2008: 604-605

242 siehe Foner & Waldinger 2012: 11

243 siehe Alvarez & Butterfield 1999: 306-307

244 siehe Alvarez & Butterfield 1999: 307

sich seit ihrer Ankunft einen Platz in der Gesellschaft erarbeitet, eine Anstellung gesichert, viele hatten geheiratet und Kinder bekommen, neue Freundschaften geschlossen und sich in Amerika ein Leben aufgebaut. Anders formuliert, sie identifizieren sich in positiver Weise mit ihrer neuen Heimat und sehen somit ihre Staatsbürgerschaftsübernahme als Möglichkeit, ihre Rolle in der US-amerikanischen Gesellschaft zu festigen und am politischen Alltag teilnehmen zu können.<sup>245</sup> Wie Félix erklärt, so ist die schlussendlich getroffene Entscheidung zur Staatsbürgerschaftsübernahme „[...] a sign of permanent resettlement in the United States“<sup>246</sup>.

Gleichzeitig wird jedoch häufig argumentiert, dass die Nicht-Übernahme der Staatsbürgerschaft auf fehlende Assimilation hindeutet. Aus diversen Gründen bauen jedoch viele Einwanderer eine negative Haltung gegenüber der neuen Umgebung auf, sodass eine Staatsbürgerschaftsübernahme keinen Anreiz für sie darstellt. Diese Gründe sind unter anderem die Nähe zur mexikanischen Grenze, aber auch negative Erfahrungen in den USA wie beispielsweise institutionalisierte Diskriminierung unter anderem bei der Wohnungs- und Arbeitsplatzsuche, die Darstellung als kriminell und die damit einhergehende Demütigung, weiters das Gefühl, sich der eigenen Heimat gegenüber illoyal zu verhalten, sowie schlussendlich falsche Informationen über den Verlust von Rechten und Privilegien in der alten Heimat.<sup>247</sup>

Klarerweise muss festgehalten werden, dass die Entscheidung zur Staatsbürgerschaftsübernahme immer das Ergebnis einer Vielzahl von Einflüssen ist – obwohl gewisse Faktoren für eine einzelne Person mehr oder weniger wichtig erscheinen können, üben die angesprochenen Gründe in ihrer Gesamtheit und Kombination Einfluss aus, wobei es selten ein einzelner Grund ist, der für die Entscheidung der Immigranten ausschlaggebend ist.<sup>248</sup> In der Folge sollen jedoch einige dieser zuletzt genannten, hindernden Faktoren näher erläutert werden.

---

245 siehe Alvarez 1987: 330, 332 vgl. auch Portes & Truelove 1987: 381

246 siehe Félix 2008: 602

247 siehe Félix 2008: 602-605, vgl. auch Alvarez 1987: 333

248 siehe Alvarez 1987: 328

Wie Pachon argumentiert, so ist besonders die Nähe der USA zu Mexiko von großer Bedeutung. Viele mexikanische Einwanderer kehren nach einigen Jahren Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nach Mexiko zurück oder leben in der Hoffnung, dies eines Tages zu tun. Ihre Anwesenheit in den USA wird als temporäre Phase verstanden, ihr Blick ist heimwärts und somit auf die politische Situation dort gerichtet.<sup>249</sup> Wie Portes und Truelove argumentieren, trifft dies besonders auf Einwanderer aus benachbarten Staaten der USA zu. Diese

[...] tend to resist citizenship change more than others [...] Immigrants for whom it is more difficult to return because of political conditions at home or the high cost and difficulty of the journey tend to naturalize at higher rates than those for whom return is but a simple bus ride away.<sup>250</sup>

Viele neue Immigranten drücken auch die Angst aus, dass die Übernahme der amerikanischen Staatsbürgerschaft in der Folge bedeutet, dass sie gleichzeitig alle Rechte in Mexiko aufgeben müssen, beispielsweise in Bezug auf Immobilien- oder Grundstückseigentum. Tatsächlich gibt es ein Gesetz in Mexiko, welches Eigentum durch nicht-mexikanische Staatsbürger verhindert, allerdings bezieht sich dies nur auf Küstenregionen oder Eigentum, welches sich innerhalb eines Radius von 100 Kilometern von einer Staatsgrenze befindet<sup>251</sup>, wie im Artikel 27.I der mexikanischen Verfassung klar erkennbar:

Sólo los mexicanos por nacimiento o por naturalización y las sociedades mexicanas tienen derecho para adquirir el dominio de las tierras, aguas y sus accesiones o para obtener concesiones de explotación de minas o aguas. El Estado podrá conceder el mismo derecho a los extranjeros [...] *En una faja de cien kilómetros a lo largo de las fronteras y de cincuenta en las playas, por ningún motivo podrán los extranjeros adquirir el dominio directo sobre tierras y aguas.*<sup>252</sup>

Obwohl meist unbegründet, bleibt jedoch die Angst von mexikanischen Auswanderern, ihr Eigentum in Mexiko zu verlieren, bestehen.

---

249 siehe Pachon 1987: 305

250 siehe Portes & Truelove 1987: 381

251 siehe Pachon 1987: 305

252 siehe <http://www.diputados.gob.mx/LeyesBiblio/pdf/1.pdf>, 19.08.2012, meine Betonung

Ein weiterer oben angesprochener Faktor ist die erlebte Diskriminierung: viele mexikanische Einwanderer machen die Erfahrung, dass auch jene Immigranten mit amerikanischer Staatsbürgerschaft nach wie vor als Außenseiter und Fremde behandelt werden<sup>253</sup>. Wie Bogardus bereits 1934 festhielt, „Citizenship is disappointing [to the Mexican immigrant], for he is still likely to be treated as a Mexican and a foreigner“<sup>254</sup>. Der Anreiz, nach negativen Erfahrungen und Diskriminierung aufgrund der Ethnizität und anderer Herkunft selbst die Staatsbürgerschaft dieses Landes zu übernehmen ist somit gering.

Einer der entscheidendsten Faktoren in diesem Zusammenhang ist jedoch die bis jetzt noch nicht angesprochene Angst unter mexikanischen Einwanderern vor dem eigentlichen Naturalisationsprozess.<sup>255</sup> Wie zahlreiche Studien zeigen sind jene Immigranten, die der Naturalisation offen gegenüber stehen, beim eigentlichen Beginn des Prozesses der Staatsbürgerschaftsübernahme in den meisten Fällen mit vielen, häufig durch die Einwanderungsbehörde aufgestellten, Hindernissen konfrontiert. Das INS (Immigration and Naturalization Service) steht in der mexikanischen Gruppe eher für Haft und Deportation als Hilfestellung. Die Behandlung und Unterstützung von mexikanischen Einwanderern durch das INS ist dermaßen mangelhaft<sup>256</sup>, dass [...] Mexicans as a group would rather have as little to do with the agency as possible“<sup>257</sup>, die INS wird generell eher als “[...] barrier to citizenship rather than a facilitator“<sup>258</sup> angesehen.

Besonders groß scheint in diesem Zusammenhang die Angst vor den Angestellten des INS zu sein – Teil des Naturalisationsprozesses ist eine Unterhaltung mit einem Prüfer des INS über USA-spezifische Themen. Diese Prüfer scheinen jedoch willkürlich über den Gegenstand der Konversation entscheiden zu können. So betont Pachon, dass manche Prüfer vorhandenes Basiswissen, wie beispielsweise den Namen des ersten Präsidenten der

---

253 siehe Pachon 1987: 305

254 siehe Bogardus 1934 zitiert in Pachon 1987: 305

255 siehe Portes & Truelove 1987: 382

256 siehe Pachon 1987: 306

257 siehe Fernandez 1984, zitiert in Pachon 1987: 306

258 siehe Alvarez 1987: 333

Vereinigten Staaten, kontrollieren, andere jedoch das Gespräch mit sehr spezifischen Fragen über die Geschichte der USA, wie zum Beispiel dem Namen des siebten Präsidenten, in eine Richtung leiten, die es dem Kandidaten praktisch unmöglich macht, die Prüfung zu bestehen.<sup>259</sup>

Es lässt sich somit schlussfolgern, dass die Orientierung einer Person Richtung alter oder neuer Heimat und die Erlebnisse in der neuen Umgebung ausschlaggebend für die Entscheidung zur Staatsbürgerschaftsübernahme sind. Gibt es ein zufriedenstellendes, von positiven Erlebnissen geprägtes Leben in den USA, so ist Naturalisation, wie bereits erwähnt, nur der logische letzte Schritt im Immigrationsprozess. Ist der Blickwinkel jedoch heimwärts gerichtet und ist die Einwanderung von negativen Erlebnissen oder Scheitern geprägt und begleitet, so spricht dies in den meisten Fällen gegen eine Staatsbürgerschaftsübernahme. Wie Garcia für diesen Kontext passend argumentiert, ist ein wichtiger Schritt für politische Integration die Hilfestellung durch US-amerikanische Institutionen sowie Bürger bei der Entwicklung einer positiven Verbundenheit von Immigranten zur neuen Heimat, was in der Folge zur Akzeptanz dieser Einwanderer von geltenden Normen, Verhaltensweisen und akzeptierten politischen Aktivitäten, für die diese neue Umgebung steht, führt. Dies beinhaltet die Entstehung einer politischen Identität innerhalb der Vereinigten Staaten, welche Loyalität zu und Identifikation mit Amerika symbolisiert und eine aktive, teilnehmende Rolle am politischen Leben beinhaltet.<sup>260</sup>

Wie Alvarez in seiner Studie feststellte waren es besonders jene Immigranten, die kürzlich die amerikanische Staatsbürgerschaft übernommen hatten, die eine besonders große Loyalität zur neuen Heimat aufwiesen: die Befragten teilten gerne ihr Wissen, beispielsweise über die amerikanische Verfassung oder die Bill of Rights, mit und gaben zu verstehen, dass dieses Wissen Basis ihrer neuen Identität sei, viele sprachen davon, dass die eigentliche

---

259 siehe Pachon 1987: 308

260 siehe Garcia 1987: 373

Staatsbürgerschaftsübernahme für sie eine Ehre darstelle.<sup>261</sup> Studien weisen sogar darauf hin, dass kürzlich naturalisierte Personen oft patriotischer als weiße US-Amerikaner sind, da die Entscheidung, die Staatsbürgerschaft Amerikas zu übernehmen, oft aus Patriotismus dem neuen Land gegenüber fällt.<sup>262</sup> Solch positive Aussagen über die Gesetze und Grundlagen der neuen Heimat weisen klar auf die oben erwähnte Verbundenheit, die Akzeptanz der Normen und Werte jener neuen Umgebung durch mexikanische Einwanderer und schlussendlich vermutlich auch deren Anerkennung dieses neuen Ortes als Heimat hin.

Zum Abschluss dieses Kapitels stellt sich nun die Frage ob eine solche Verbundenheit mit der neuen Heimat eine komplette Aufgabe der Wurzeln in Mexiko bedeutet? Können mexikanische Einwanderer, die die US-amerikanische Staatsbürgerschaft besitzen, nach wie vor Interesse an ihrer alten Heimat und den dort geltenden Normen, Werten und Traditionen zeigen oder schließt die Übernahme der US-amerikanischen Staatsbürgerschaft dies von vornherein aus? Die politische Meinung hierzu scheint eindeutig, wie die folgende Aussage des ehemaligen Gouverneurs von Kalifornien, Arnold Schwarzenegger, zeigt: „What I want to say to Mexicans is that they have to get involved and assimilated into United States culture so that they can be part of the United States fabric“<sup>263</sup>. Wie in dieser Arbeit bereits des Öfteren angesprochen, wird von den mexikanischen Immigranten erwartet, die Werte und Traditionen der USA zu übernehmen und ihre eigene Kultur aufzugeben. Allein durch Emigration verliert ein Mensch jedoch nicht seine ethnische Identität – diese kann, wie Garcia argumentiert, in sehr starkem Kontrast zu der neuen politischen Identität stehen, was in der Folge zu Konflikten – sowohl für den Einzelnen in seiner Selbstwahrnehmung, als auch für die Gruppe in dem Wunsch nach Durchsetzung ihrer eigenen Interessen innerhalb der Gesellschaft und darüber hinaus auch zwischen den verschiedenen

---

261 siehe Alvarez 1987: 331

262 siehe Félix 2008: 606

263 siehe Félix 2008: 601

Ethnizitäten – führen kann. Als Lösung schlägt der Autor deshalb duale Identitäten vor<sup>264</sup>:

Dual identities could minimize conflicts and open the way for political compromises [...]. For this to occur, Mexican immigrants need to see the U.S. political system as creating conditions which can accommodate loyalty to the larger society as well as loyalty to the group, to avoid separation and isolation.<sup>265</sup>

Laut Garcia ist es möglich, Verbundenheit zur neuen Heimat aufzubauen beziehungsweise eine politische, staatsbürgerliche Identität zu haben und gleichzeitig die kulturelle, ethnische Identität zu erhalten.<sup>266</sup> Interesse an der eigenen Ethnizität und Kultur der Heimat sowie Identifikation mit den Werten des Herkunftslandes verschwinden nicht automatisch mit der Staatsbürgerschaftsübernahme.<sup>267</sup> Im Gegenteil, wie eine Teilnehmerin der Studie von Félix erklärte:

Well, I don't know, but I feel that, yes I am becoming a U.S. citizen, but I am *Mexicana*. Even if I was told that I can no longer be *Mexicana* I will continue to be *Mexicana*. That is what I believe. If the government were to tell me, "you are no longer *Mexicana*," well okay, they can believe that if they wish, but I feel that my family is *Mexicana*. I am *Mexicana*.<sup>268</sup>

Ein anderer Befragter formulierte diese Verbundenheit zur alten Heimat folgendermaßen: "To be Mexican is to be Mexican. Even if you become an American citizen, you have it in your blood, in you, in everything,"<sup>269</sup> und eine weitere kreierte schlussendlich eine sehr interessante Metaphor: "It is like a marriage. Even if you are married, you cannot forget about your parents. It is very similar. Even if I become a citizen, I will never forget where I came from."<sup>270</sup>

Man könnte somit, wie Félix argumentiert, ausgehend von solchen Aussagen, die klar die nach wie vor bestehende Verbundenheit zu Mexiko ausdrücken, im

---

264 siehe Garcia 1987: 374

265 siehe Garcia 1987: 374

266 siehe Garcia 1987: 373

267 siehe Félix 2008: 606

268 siehe Félix 2008: 618

269 siehe Félix 2008: 619

270 siehe Félix 2008: 619

Fall der mexikanischen Einwanderer nach Amerika eher von „*diasporic nationalists*“<sup>271</sup> sprechen – diasporische Identitäten, die, wie in Kapitel zwei erläutert, darauf basieren, dass „‘the old country’ – a notion often buried deep in language, religion, custom or folklore – always has some claim on their loyalty and emotions“<sup>272</sup>.

Wie nun Garcia argumentiert, hat besonders die Anwesenheit von Familie großen Einfluss auf diese Entwicklung einer dualen Identität: Einerseits motiviert diese Präsenz den Einzelnen dazu, sich in der neuen Heimat dauerhaft niederzulassen und, zum Wohl der Familie, wirtschaftlich erfolgreich zu sein, andererseits dient die Familie jedoch auch gleichzeitig und symbolisch gesehen als Raum, in dem Sprache, Gewohnheiten und Traditionen des Herkunftslandes erhalten bleiben können. Starke kulturelle Identifizierung mit diesem Herkunftsland bringt also nicht notwendigerweise automatisch eine negative Assoziation mit der Entstehung einer Bindung zur neuen Heimat mit sich – beide Identitäten können kontextabhängig und parallel nebeneinander existieren.<sup>273</sup> Erleichtert wird diese Entwicklung einer dualen Identität beispielsweise auch durch Gesetzgebungen, sowohl auf US-amerikanischer als auch mexikanischer Seite: mexikanische Einwanderer mit amerikanischer Staatsbürgerschaft begegnen nicht mehr denselben institutionellen Schranken wie ihre Eltern oder Großeltern Anfang des 20. Jahrhunderts wenn sie, nach einem Besuch in Mexiko, wieder legal in die USA einreisen möchten. Auch ist es in Mexiko möglich, die doppelte Staatsbürgerschaft zu haben und lokale Gesetzgebungen wie „La ley migrante“ in Zacatecas erlaubt es mexikanischen Migranten trotz ihrer Auswanderung am politischen Alltag ihrer Heimatgemeinde teilzunehmen.<sup>274</sup>

Wie nun das Zitat Schwarzeneggers und die in dieser Arbeit des Öfteren angesprochene Forderung nach kompletter Assimilation zeigen, scheint die vorherrschende Meinung in der Öffentlichkeit zu sein, dass duale Identitäten die

---

271 siehe Félix 2008: 606

272 siehe Cohen 1997: IX

273 siehe Garcia 1987 : 378

274 siehe Félix 2008: 603-604, 615

Loyalität zu den Vereinigten Staaten in Frage stellen. Wie jedoch die Aussagen einiger Teilnehmer der Studie von Félix klar zeigen, wird dies von den kürzlich naturalisierten Personen gänzlich anders gesehen: „By seeking citizenship I have to obey this country’s standard“, “No matter what, we want to be in this country, so we have to accept the laws the way they have them” und “Once you become a citizen you have to respect the laws of this country”<sup>275</sup> sind nur einige der Aussagen, die klar zeigen, dass die kontinuierliche Verbundenheit zur ursprünglichen Heimat nicht gleichzeitig fehlende Loyalität zur neuen darstellt.<sup>276</sup>

Das folgende Zitat fasst somit gut die offenbar vorherrschenden Gefühle der mexikanischen Immigranten nach Kalifornien in Bezug auf ihre duale Identität zusammen:

If I am in the United States, I am an American citizen. If I am in Mexico, I am Mexican, upon entering. We can be both; they are not mutually exclusive. There is nothing unlawful there.<sup>277</sup>

Wie in der Einleitung zu dieser Diplomarbeit erwähnt, argumentiert eine große Zahl der verwendeten Studien äußerst antagonistisch. Forscher wie beispielsweise Samuel Huntington fordern eine entweder-oder-Politik, eine vollständige Anpassung der mexikanischen Einwanderer an US-amerikanische Normen und Wertvorstellungen und eine gleichzeitige Aufgabe der eigenen traditionellen Gepflogenheiten. Wie jedoch ebenfalls einleitend versucht wurde klar zu stellen, gibt es eine Grauzone in der Realität der mexikanischen Einwanderer in die Vereinigten Staaten – die Verbundenheit mit Mexiko, das fortwährende Aufrechterhalten der eigenen Traditionen kann mit einer Akzeptanz von amerikanischen Vorstellungen einhergehen und stellt nicht notwendigerweise eine Ablehnung dieser dar. Im Gegenteil, eine duale Identität scheint, wie im zuletzt angeführten Zitat, durchaus möglich und darüber hinaus auch lebbar.

---

275 siehe Félix 2008: 622

276 siehe Félix 2008: 622

277 siehe Félix 2008: 622

## 7. Resumen

Esta tesis tiene como objetivo analizar las circunstancias y la vida cotidiana de los inmigrantes mexicanos en California, y particularmente de donde se disponen de datos concretos, de los inmigrantes en la ciudad de Los Ángeles. A través de esta investigación se formularon las siguientes preguntas que formaron el fundamento de esta tesis: ¿Cuál es la situación actual que se encuentran afrontando los ciudadanos mexicanos en Los Ángeles y en California?, ¿Hasta qué punto pueden corresponder los mexicanos a la demanda norteamericana de asimilarse?, ¿en qué áreas se realiza una aculturación? y ¿en qué ámbitos intentan cuidar y mantener sus costumbres y tradiciones mexicanas? En este contexto de la inmigración se puede decir que la inmigración tiene como relevancia el tema de la discriminación, por eso, un objetivo primordial en este trabajo es demostrar la experiencia que se encuentran afrontando los mexicanos en Norteamérica. Ya que mediante estudios se ha podido llegar a un acercamiento en las áreas donde sufren perjuicios sociales a causa de la discriminación, como también enfoca el lugar que ocupa la sociedad mexicana en el sistema político norteamericano. Las preguntas más importantes son las siguientes: ¿Cuál es la actitud de los mexicanos frente a la obtención de la nacionalidad norteamericana, desean el cambio de ciudadanía y cuáles son las razones por las cuales ellos no desean obtenerla? y ¿dónde se encuentran últimamente las lealtades de los nuevos americanos?

Para poder contestar a todas estas preguntas, hay que resumir los hechos más relevantes de esta investigación en cuanto a la asimilación de una nueva cultura y la discriminación social que afrontan los inmigrantes mexicanos como también saber si ellos desean tener a los Estados Unidos como su nueva patria.

Como se puede leer en el capítulo 2.2. con respecto al concepto de la patria, la construcción de comunidades extranjeras que se desenvuelven en un país distinto fuera de sus raíces y que a pesar de los diversos cambios, quieren

establecerse en otro país en donde requieren sentirse como en casa, como en su país natal, se funda principalmente en la percepción de protección y bienestar familiar, estabilidad y seguridad. Claramente, estos sentidos se ponen en duda durante el proceso de la emigración. Para mantener estos aspectos fundamentales, es imprescindible que los inmigrantes mexicanos fortifiquen continuamente sus tradiciones, narraciones y rituales – los elementos más importantes de su cultura – con miembros de su misma etnia. Así se construye un sentimiento familiar y un sentimiento de estar en casa en donde se pueda obtener un acercamiento a su patria. Al mismo tiempo vale recalcar que la continuación de costumbres y tradiciones ayuda a una persona individual sentirse perteneciente a un grupo o una unión que fortalezca también el sentido de estar en casa.

Asimilación, en cambio, significa el acercamiento a otro grupo social que trae en consecuencia la adopción de otras tradiciones y costumbres y la pérdida de sus propias costumbres. Como se explica en el tercer capítulo, un gran número de ciudadanos norteamericanos consideran que los intentos para asimilarse en los grupos sociales de inmigrantes mexicanos son insuficientes e insatisfactorios ya que las relaciones entre los grupos están distanciadas por la desconfianza, conflictos y prejuicios. Los inmigrantes se encuentran caracterizados por los americanos usando estereotipos negativos en contra los inmigrantes de América Latina, trayendo como consecuencia en la población norteamericana mucho temor y miedo. Se expresa, en consecuencia, el argumento que la preservación de sus costumbres y tradiciones de los inmigrantes pone en peligro la identidad norteamericana.

En el cuarto capítulo se enfoca el tema de la asimilación en el aspecto familiar en donde se analiza la convivencia en familias grandes, la tasa de fertilidad de los inmigrantes mexicanos, las preferencias supuestas por niños, las preferencias de los nombres tradicionales por los hijos de inmigrantes y las relaciones entre padres e hijos. Se muestra en cuanto al primer aspecto – la preferencia por vivir en familias grandes – que muchos de los inmigrantes viven

con parientes o conocidos inmediatamente después de su llegada a los Estados Unidos, de esta manera sacan provecho de la ayuda por los miembros de su comunidad, por ejemplo en cuanto a la búsqueda de trabajo. Sin embargo, este hecho no significa una denegación de la asimilación a las normas norteamericanas sino más bien se justifica por razones financieras. Tan pronto cuando tienen los medios necesarios para estabilizarse en la sociedad o suceden diversos cambios en la vida personal que exigen más esfera privada, los inmigrantes intentan encontrar una casa por si mismos y lejos de la familia para conseguir más intimidad e independencia socioeconómica. Este hecho podría interpretarse como asimilación a las normas norteamericanas, pero hay que mencionar que la argumentación que los mexicanos prefieren tradicionalmente la vida en familias grandes se basa en un estereotipo. Como se explica en el cuarto capítulo, la mayoría de los mexicanos en México vivía con su familia nuclear en el año 2005 y no con familia extendida. Parece que no se trata de asimilación sino de una continuación de costumbres y tradiciones mexicanas en los Estados Unidos.

En cuanto a la tasa de fertilidad de parejas de familias mexicanas se encuentra una asimilación muy clara a las normas norteamericanas. A pesar del porcentaje de natalidad de mujeres mexicanas en los Estados Unidos es mucho más alto que la de mujeres de otras nacionalidades, datos investigativos indican que la tasa de inmigrantes de mujeres mexicanas es más baja en comparación con la de las mexicanas en México. Dado que la tasa de fertilidad de inmigrantes está en medio de la tasa del país natal y en la del nuevo país, se puede concluir que eso significa sin duda una asimilación y adaptación a las normas del nuevo entorno.

Existe por otra parte poca asimilación en cuanto al aspecto preferencial del sexo de sus progenitores en la comunidad inmigrante mexicana en los Estados Unidos. La preferencia de obtener hijos del sexo masculino se observa tradicionalmente en la mayoría de culturas de América Latina porque tiene generalmente un significado de prestigio, bienestar familiar y seguridad económica en el futuro. A pesar de que la tasa de fertilidad indica aculturación

e integración, en la mayoría de mujeres mexicanas en los Estados Unidos todavía se observa un deseo por hijos. Según datos investigativos, son sobre todo las mujeres que no se han integrado con éxito en la sociedad americana, debido a varios factores como por ejemplo la falta de dominio de la lengua inglesa que limita sus capacidades de superación e integración social, quienes son las que expresan con más fuerza su preferencia por obtener hijos del sexo masculino. A lo contrario, las mujeres mejor integradas quienes poseen una educación mejor y un nivel más alto de aculturación no expresan esa preferencia. En resumen se puede decir que la preferencia tradicional por hijos no desaparece con la emigración sino que continua en el nuevo país al que se trasladan; pero vale mencionar que en cuanto más larga es la estancia en los Estados Unidos y más intenso el contacto con las normas norteamericanas, menor es la preferencia de tener hijos debido a la mayor asimilación a las normas de la cultura norteamericana.

Se encuentran resultados muy interesantes en cuanto al análisis de estudios sobre los nombres de los hijos de los inmigrantes. Como explicado en este capítulo, el nombre de un niño refleja a gran escala el grado de la asimilación de sus padres ya que un nombre más tradicional puede indicar una gran unión y asociación con el país original y el lugar de nacimiento. En cambio, un nombre del nuevo medio ambiente o de origen americano puede indicar el deseo de integración, aculturación y establecimiento permanente. Como se mostraba en este capítulo, las hijas de inmigrantes mexicanos en la ciudad de Los Ángeles reciben en su mayoría nombres del nuevo lugar mientras que los padres prefieren nombres más tradicionales o por lo menos nombres que se pueden traducir fácilmente por sus hijos.

Estos resultados permiten dos conclusiones: Primero, en la mayoría de los casos, son las mujeres que eligen nombres por sus hijas – por eso, la decisión por nombres de la nueva patria indica una asimilación más rápida de las inmigrantes femininas en comparación con los inmigrantes masculinos que, con frecuencia, son responsables por la selección de los nombres por los hijos

varones y que dan preferencia a nombres más tradicionales. Segundo, los hijos representan tradicionalmente la continuidad de la familia y el mantenimiento de costumbres y tradiciones – por eso, un nombre tradicional del país original refleja, en consecuencia, sobre todo el deseo profundo de los padres de continuar y mantener la cultura de este país. Por eso, en mi opinión, no se puede aclarar la cuestión de la asimilación en este contexto con certidumbre que por un lado, se manifiesta una aculturación evidente, por otro lado, se mantienen y continúan las tradiciones de la patria – la solidaridad con y el afecto por México son reconocibles.

Otro aspecto muy importante en el contexto de la asimilación en el ámbito privado son las relaciones entre padres e hijos y el papel que juega el hombre en el hogar. Se mostraba, en oposición a los estereotipos típicos que representan los hombres hispanos como machos que significa entre otras cosas que todas las tareas de la casa sólo las hacen las mujeres y no los hombres y también que las familias hispanas están marcadas por una segregación rígida en cuanto a los papeles y las tareas de los hombres y mujeres en casa, que tiene lugar una asimilación a las normas norteamericanas en cuanto a las relaciones entre padres e hijos: la gran mayoría de los inmigrantes mexicanos tiene un gran interés en pasar el mayor tiempo posible con sus hijos. Interesantemente, no distinguen entre actividades típicamente consideradas masculinas y típicamente consideradas femeninas. La asimilación se muestra también en la división de y la cooperación en efectuar los deberes en casa donde parece que se lleva a cabo un pensamiento más igualitario que concede a las mujeres más derechos y al mismo tiempo más deberes a los hombres y que promueve el apoyo de las mujeres también en casa.

Finalmente, un tema importante en este capítulo y en el contexto de la asimilación es la creencia religiosa de los inmigrantes hispanos en los Estados Unidos. Este tema es particularmente revelando en cuanto a la integración y aculturación porque muchas veces se encuentra el argumento de que la fe católica profunda de los hispanos evita la asimilación con lo que está visto como la identidad original protestante de los Estados Unidos. En realidad, datos estadísticos han demostrado que el 70% de los hispanos se identifican

como católicos; sin embargo, el parte de los que se definen como protestante aumentaba rápidamente y a gran escala en los últimos años. Sobre todo en la segunda y tercera generación, se muestra un fuerte descenso en cuanto a la identificación con la fe católica lo que significa otra vez una asimilación de las normas de los Estados Unidos.

Como este capítulo de la asimilación en el contexto privado intentaba mostrar, se puede decir que hay una asimilación de los inmigrantes mexicanos a las normas norteamericanas en casi todos los aspectos de la vida cotidiana. El intento de los hispanos en el América del Norte a adaptarse a los valores más importantes del nuevo lugar parece indicar que también aceptan y reconocen los Estados Unidos como su nueva patria. Intentan mantener y continuar ciertos costumbres y tradiciones, como por ejemplo dan nombres más tradicionales a sus hijos varones; sin embargo, por lo general, se encuentra una asimilación evidente en la mayoría de los aspectos.

En el quinto capítulo, enfoca la cuestión si esta asimilación está acompañada por integración e igualdad de los mismos derechos por los inmigrantes mexicanos. Sobre todo en Los Ángeles, una de las ciudades más caracterizadas por diversidad étnica en el mundo, se puede observar claramente una segregación racial en cuanto al lugar de domicilio en donde se encuentran los inmigrantes mexicanos y una discriminación muy rígida en la búsqueda del piso y al momento de rentar una vivienda por este grupo. Los inmigrantes consideran la proximidad y vecindad con los ciudadanos norteamericanos sin raíces hispanas como deseable y también como útil en el proceso de la integración, pero los Estadounidenses prefieren vivir en un barrio donde las personas pertenezcan a su propia cultura e incluso están dispuestos a pagar un alto precio por una casa en una zona donde no hay extranjeros pertenecientes a otras etnias. Aparte de eso, los ciudadanos de los Estados Unidos muchas veces abandonan su barrio tan pronto como llegan demasiados inmigrantes y cambian su domicilio.

A través de la navegación de las condiciones de vivienda por los agentes inmobiliarios se desarrollan barrios formados por ciertos grupos étnicos. En la ciudad de Los Ángeles está por ejemplo Huntington Park donde se encuentra una población con una porción de 97% de mexicanos. Esta segregación claramente no queda sin consecuencias: tiene impactos negativos en las oportunidades de ascenso de nivel social y también en los rendimientos y resultados escolares de los hijos. La calidad de educación de los establecimientos localizados en esos barrios son de baja calidad, los profesores muchas veces no poseen el nivel académico adecuado y son frecuentemente mal preparados, los hijos son testigos de las frustraciones de sus padres que muchas veces se manifiestan en conflictos de agresión física entre los adultos trayendo como consecuencia a sus hijos la falta de concentración en los estudios, motivo por el cual pierden la motivación de asistir a clases. Todo eso trae como consecuencia muchas secuelas que se manifiestan en la sociedad mexicana en los Estados Unidos: el bajo nivel educacional que impide las oportunidades de conseguir un mejor trabajo, el ascenso en la sociedad y la búsqueda de casas en barrios mejores y de esa manera se desarrolla un círculo vicioso y un estatus de nivel económico muy bajo.

Los inmigrantes mexicanos a California también sufren de discriminación y gran desventajas en su lugar de trabajo. Muchos inmigrantes proceden de la clase obrera en México y vienen a los Estados Unidos con una educación insuficiente. Claramente tienen capacidades, por ejemplo saben mucho de trabajar en el campo, pero no pueden aplicar la mayoría de sus capacidades en los Estados Unidos donde encuentran condiciones nuevas y muchas veces muy diferentes. Como explicado en el párrafo anterior, con frecuencia no tienen acceso a escuelas buenas y por eso, no reciben la oportunidad de mejorar o extender sus cualidades en el nuevo ambiente social. Además, muchos de los inmigrantes consideran su estancia en los Estados Unidos como temporal y no expresan ningún interés en aprender la lengua inglesa que es un medio muy importante para asegurar un empleo en el América del Norte. En consecuencia,

debido a todos estos hechos, no pueden encontrar trabajo allí o sólo trabajo muy mal pagado.

Además, se desarrolla otro círculo vicioso al que los mexicanos no pueden escapar fácilmente ya que los empleadores, para economizar y ahorrar los costos laborales, generalmente prefieren obreros hispanos que están dispuestos a ejercer todo tipo de trabajo. Pero, los recién llegados están dispuestos a trabajar por bajo salario y reducen el salario por hora más descendiente. Es por eso que se establecen los así llamados brown-collar-jobs – tipos de ocupaciones en las que trabajan principalmente inmigrantes mexicanos. Estos brown-collar-jobs están asociados con estos inmigrantes y tener un tal trabajo muchas veces significa por un inmigrante no tener oportunidades de encontrar otro trabajo mejor pagado, no tener oportunidades de ascenso y, en consecuencia, no poder escapar la pobreza.

Como se muestra evidentemente en este análisis de la segregación no sólo en el lugar de domicilio sino también en el lugar de trabajo, el intento de la población hispano de asimilarse e integrarse en la cultura norteamericana parece tener éxito en ámbito personal, pero no en el contexto profesional o en la cuestión del domicilio. La integración y la igualdad están desplazadas por acciones discriminatorias y desventajadas por graves perjuicios en cuanto al empleo y ambiente habitacional.

Finalmente, un tema importante en esta tesis y en el contexto de la aculturación era la asimilación política de los inmigrantes mexicanos en los Estados Unidos. En este capítulo se ha discutido la importancia de la ciudadanía por los inmigrantes mexicanos y también los factores más decisivos en adoptar la nacionalidad estadounidense o no. La ciudadanía de un país es, como se ha explicado anteriormente, imprescindible por la participación en la vida cotidiana: sólo con la nacionalidad americana se puede participar en elecciones y expresar su opinión con su voto. Sólo con la ciudadanía se puede aplicar para puestos en el gobierno local o nacional y sólo con la ciudadanía se puede

representar a su etnia en un context público. Además, sólo con la obtención de la ciudadanía americana, se garantiza el acceso a créditos financiados por el estado lo que significa en consecuencia la entrada más fácil para los hijos de inmigrantes a escuelas de mejor nivel educacional. Aparte de eso, la ciudadanía es muy importante para la búsqueda de un mejor empleo: muchas empresas exigen un documento de identidad como por ejemplo un pasaporte, un permiso de conducir o una tarjeta de seguro social – documentos que dependen de la ciudadanía. La residencia legal en los Estados Unidos es, como se ve claramente, imprescindible en la participación en la sociedad y en la vida cotidiana en el América del Norte.

Con estas ventajas, se puede concluir lógicamente que la mayoría de los inmigrantes mexicanos aceptarían la nueva nacionalidad norteamericana con alegría pero en realidad, los mexicanos en los Estados Unidos son el grupo más reservado de todos los inmigrantes en cuanto a la ciudadanía estadounidense. En el año 2001, un 28% de todos los inmigrantes que tenían el derecho a tomar la ciudadanía eran mexicanos, pero este mismo grupo formó sólo un 9% de los que efectivamente cambiaron su nacionalidad. Eso tiene un gran impacto en la participación electoral: los mexicanos, aunque forman parte de un gran número de la población total, representan sólo una pequeña fracción de los que participan en elecciones.

No obstante, hay que decir que parece que tiene lugar una reorientación y un cambio del modo de pensar en la socieda mexicana en los Estados Unidos que reconoce la importancia de la obtención de la nacionalidad americana en el contexto político: según pronósticos por el año 2020, la población mexicana formará más de 65% de las personas con derecho de voto en la ciudad de Los Ángeles de manera que tendrán un poder político enorme.

Cabe recalcar por este contexto de la asimilación la cuestión siguiente: ¿qué significado tiene la nueva ciudadanía por el sentido de sentirse como en su casa y sentirse como en su propia región? Para poder discutir este sentido, cité declaraciones y testimonios de participantes de un estudio de Félix. La mayoría

de estas personas declaró que consideran una doble identidad no sólo como deseable sino también como posible en la vida cotidiana en los Estados Unidos. Los interrogados hablaron muy positivo de su nueva patria y de sus éxitos allí como por ejemplo muchos se habían casado, habían tenido hijos, habían construido casas o habían asegurado buenos empleos— en otras palabras, habían hecho experiencias buenas en el América del Norte. Al mismo tiempo, todavía se se siguen identificando como mexicanos y expresando un gran interés en mantener su contacto con su país natal y continuar su cultura, sus tradiciones y costumbres también en la nueva patria. La mayoría dijo que son orgullosos de ser un estadounidense, pero también dijeron que siempre serán mexicanos y el viejo país siempre tendrá derecho a un parte de sus lealtades, emociones e interés.

En relación con el capítulo dos y los dimensiones de la asimilación explicados allá se puede concluir en consecuencia, que la mayoría de los estudios en cuanto a la aculturación de los inmigrantes mexicanos en los Estados Unidos indica una acculturación multidimensional o pluralista de ellos: la aceptación de nuevas tradiciones y al mismo tiempo el mantenimiento de aspectos de la cultura usual varían y cambian según el contexto y según el ámbito afectado. In ciertos terrenos, sobre todo en el contexto privado, se muestra una adaptación a las normas y valores norteamericanos, pero la lealtad a México continua al mismo tiempo y muchos de los recién naturalizados intentan mantener su cultura propia y tradicional y pasarlo también a sus hijos y nietos.

Según mi opinión, el objetivo más importante de la política del gobierno de los Estados Unidos debería ser sin duda una contratación positiva e integrativa frente a los inmigrantes mexicanos, sobre todo considerando los pronósticos en cuanto a su crecimiento y participación electoral en el futuro. Como se puede ver analizando las citas de los interrogados del estudio de Félix está posible tener una doble identidad que influye las acciones y el comportamiento de una persona según el contexto: un inmigrante mexicano puede recibir la ciudadanía

de los Estados Unidos pero al mismo tiempo puede mantener una relación y el contacto con su país natal, con México.

Solo cuando los Estados Unidos reconozcan las ventajas y utilidades de esta dualidad, por ejemplo en cuanto a los conocimientos específicos de los inmigrantes en ciertos ámbitos, y no ordenan a los inmigrantes a elegir entre los Estados Unidos y México cómo lo exige el académico Huntington; solo cuando pueden considerar las particularidades del grupo mexicano como ventajas por América y no como desventajas que hay que combatir, también solo cuando entienden que hay que promocionar el interés por la cultura y las tradiciones de los inmigrantes mexicanos y otros grupos étnicos, solo así estará posible una convivencia tranquila donde todos los grupos en los Estados Unidos – los blancos, los afroamericanos, los hispanos, los asiáticos y también los indígenas – tengan los mismos derechos en la vida cotidiana.

## Bibliographie

- Adams, Ruth S.; Bean, Frank D.; Chavez, Leo R.; Zhou, Min. 2000. „Immigration: Proposition 187, Five Years Later“. *Bulletin of the American Academy of Arts and Sciences* 53 (5), 28-50.
- Alba, RD; Logan JR; 1993. "Minority proximity to whites in suburbs: an individual-level analysis of segregation". *American Journal of Sociology* 96 (6), 1388-1427.
- Alba, Richard; Nee, Victor. 1997. "Rethinking Assimilation Theory for a New Era of Immigration". *International Migration Review* 31 (4), 826-874.
- . 2003. *Remaking the American Mainstream: Assimilation and Contemporary Migration*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Altschul, Inna; Oyserman, Daphna; Bybee, Deborah. 2008. „Racial-Ethnic Self-Schemas and Segmented Assimilation: Identity and the Academic Achievement of Hispanic Youth“. *Social Psychology Quarterly* 71(3), 302-320.
- Alvarez, Robert R. 1987. "A Profile of the Citizenship Process among Hispanics in the United States". *International Migration Review* 21 (2), 327-351.
- Alvarez, R. Michael; Butterfield, Tara L. 1999. „Latino Citizenship and Participation in California Politics: A Los Angeles County Case Study“. *Pacific Historical Review* 68 (2), 293-308.
- Anderson, Benedict. 1991. *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. 2.Ed. London: Verso.
- Anderson K. 2002. "The consumer counts: Hispanics dominate U.S. population growth". *Home Accents Today* 7: 32-36.
- Arratia, Euridice. 1991. „Teatro Festival: The Latino Festival Theatre“. *TDR* 35 (2),176-182.
- Banton, Michael. 1994. "Modelling Ethnic and National Relations". *Ethnic and Racial Studies* 17 (1), 2-10.
- Bean, F.D; Swicegood, C.G.; Berg, R. 2000. "Mexican-Origin Fertility: New Patterns and Interpretations". *Social Science Quarterly* 81, 404-420.
- Blank, Susan. 1998. "Hearth and Home: The Living Arrangements of Mexican Immigrants and U.S.-Born Mexican Americans". *Sociological Forum* 13 (1), 35-59.
- Bogardus, E. 1934. *The Mexican in the United States*. Los Angeles: The University of Southern California Press.
- Borjas, George J; Tienda, Marta. 1985. *Hispanics in the U.S. Economy*. Orlando: Academic Press.

- Brah, Avtar. 1997. *Cartographies of Disapora: Contesting Identities*. London: Routledge.
- Calderón, José. 1992. "'Hispanic' and 'Latino' The Viability of Categories for Panethnic Unity". *Latin American Perspectives* 19 (4), 37-44.
- Carrera, Magali M. 1998. "Locating Race in Late Colonial Mexico". *Art Journal* 57 (3), 36-45.
- Catanzarite, Lisa. 2000. "Brown-Collar Jobs: Occupational Segregation and Earnings of Recent-Immigrant Latinos". *Sociological Perspectives* 43 (1), 45-75.
- Chiswick, Barry R. 1987. "The Labor Market Status of Hispanic Men". *Journal of American Ethnic History* 7 (1), 30-58.
- Citrin, Jack; Lerman, Amy; Murakami, Michael; Pearson, Kathryn. 2007. "Testing Huntington: Is Hispanic Immigration a Threat to American Identity?". *Perspectives on Politics* 5 (1), 31-48.
- Claassen, Ryan L. 2004. "Political Opinion and Distinctiveness: The Case of Hispanic Ethnicity". *Political Research Quarterly* 57 (4), 609-620.
- Cohen, Robin. 1997. *Global Diasporas: An Introduction*. London: UCL Press.
- Coltrane, Scott; Parke, Ross D.; Adams, Michele. 2004. "Complexity of Father Involvement in Low-Income Mexican American Families". *Family Relations* 53 (2), 179-189.
- Cummins, Light T. 1988. "The Hispanic Heritage of the Southern United States of America". *Revista de Historia de América* 105, 89-110.
- Du Bois, WEB. 1990 (1903). *The Souls of Black Folk: Essays and Sketches*. New York: Vintage Books.
- Ellis, Mark; Wright, Richard; Parks, Virginia. 2004. „Work Together, Live Apart? Geographies of Racial and Ethnic Segregation at Home and at Work“. *Annals of the Association of American Geographers* 94 (3), 620-637.
- Farley, John E. 1987. "Disproportionate Black and Hispanic Unemployment in U.S. Metropolitan Areas: The Roles of Racial Inequality, Segregation and Discrimination in Male Joblessness". *American Journal of Economics and Sociology* 46 (2), 129-150.
- Félix, Adrian. 2008. „New Americans or Diasporic Nationalists?: Mexican Migrant Responses to Naturalization and Implications for Political Participation“. *American Quarterly* 60 (3), 601-624.
- Fernandez, C. 1984. "The Causes of Naturalization and non-naturalization for Mexican Immigrants: An Empirical Study Based on Case Histories". Final Report to Project Participar, unpublished.
- Flippen, Chenoa A. 2001. "Racial and Ethnic Inequality in Homeownership and Housing Equity". *The Sociological Quarterly* 42 (2), 121-149.

- Frank, R.; Heuveline, P. 2005. "A Cross-over in Mexican and Mexican-American Fertility Rates: Evidence and Explanations for an Emerging Paradox". *Demographic Research* 12 (4), 77-104.
- Garcia, John A. 1987. "The Political Integration of Mexican Immigrants: Examining Some Political Orientations". *International Migration Review* 21 (2), 372-389.
- Gellner, Ernest. 1983. *Nations and Nationalism*. Oxford: Blackwell.
- Glazer, Nathan. 1993. "Is Assimilation Dead?". *The Annals of the American Academy of Social and Political Sciences* 530, 122-136.
- Gómez, Laura E. Herbst 1992. "The Birth of the 'Hispanic' Generation. Attitudes of Mexican-American Political Elites toward the Hispanic Label". *Latin American Perspectives* 19 (4), 45-58.
- Hagan, John; Palloni, Alberto. 1999. "Sociological Criminology and the Mythology of Hispanic Immigration and Crime". *Social Problems* 46 (4), 617-632.
- Hall, Matthew; Greenman, Emily; Farkas, George. 2010. "Legal Status and Wage Disparities for Mexican Immigrants". *Social Forces* 89 (2), 491-513.
- Hondagneu-Sotelo, Pierette. 1994. *Gendered Transition: Mexican Experiences of Immigration*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press.
- Hunner, Jon. 2001. "Preserving Hispanic Lifeways in New Mexico". *The Public Historian* 23 (4), 29-40.
- Hunt, Larry L. 2001. "Religion, Gender, and the Hispanic Experience in the United States: Catholic/Protestant Differences in Religious Involvement, Social Status, and Gender-Role Attitudes". *Review of Religious Research* 43 (2), 139-160.
- Huntington, Samuel P. 2004. "The Hispanic Challenge". *Foreign Policy* 141, 30-45.
- , 2004. *Who Are We. The Challenges to American National Identity*. New York: Simon.
- Iceland, John; Nelson, Kyle Anne. 2008. "Hispanic Segregation in Metropolitan America: Exploring the Multiple Forms of Spatial Assimilation". *American Sociological Review* 73 (5), 741-765.
- Iceland, John; Scopilliti, Melissa. 2008. "Immigrant Residential Segregation in U.S. Metropolitan Areas. 1990-2000". *Demography* 45 (1), 79-94.
- Johnson, James H.; Farrell, Walter C. Jr.; Guinn, Chandra. 1997. "Immigration Reform and the Browning of America: Tensions, Conflicts and Community Instability in Metropolitan Los Angeles". *International Migration Review* 31 (4), 1055-1095.
- Johnson, Kenneth M.; Lichter, Daniel T. 2008. „Natural Increase: A New Source of Population Growth in Emerging Hispanic Destinations in the United States“. *Population and Development Review* 34 (2), 327-346.

- Kaag, John Jacob. 2008. „We are Who?: A Pragmatic Reframing of Immigration and National Identity“. *The Pluralist* 3 (3), 111-131.
- Katz, Michal B.; Stern, Mark J.; Fader, Jamie J. 2007. „The Mexican Immigration Debate. The View from History“. *Social Science History* 31 (2), 157-189.
- Keogan, Kevin. 2002. „A Sense of Place: The Politics of Immigration and the Symbolic Construction of Identity in Southern California and the New York Metropolitan Area“. *Sociological Forum* 17 (2), 223-253.
- Lee, Matthew T.; Martinez, Ramiro; Rosenfeld, Richard. 2001. „Does Immigration increase Homicide? Negative Evidence from Three Border Cities“. *The Sociological Quarterly* 42 (4), 559-580.
- Lee, Min-Ah; Ferraro, Kenneth F. 2007. „Neighborhood Residential Segregation and Physical Health among Hispanic Americans: Good, Bad, or Benign?“ *Journal of Health and Social Behaviour* 48 (2), 131-148.
- Leff, Lisa; Wada, Isae. 29. April 1983. „Cinco de Mayo, La Fiesta“. *Daily Californian* 7, 16-17.
- Logan, John R.; Zhang, Wenquan; Alba, Richard R. 2002. „Immigrant Enclaves and Ethnic Communities in New York and Los Angeles“. *American Sociological Review* 67 (2), 299-322.
- Lopez, Roel R; Lopez, Angelica; Wilkins, R. Neal; Torres, Cruz C.; Valdez, Raul; Teer, James G.; Bowser, Gillian. 2005. „Changing Hispanic demographics: challenges in natural resource management“. *Wildlife Society Bulletin* 33 (2), 553-564.
- Martin, Philip. 1995. „Proposition 187 in California“. *International Migration Review* 29 (1), 255-263.
- Massey, DS.; Denton, NA. 1993. *American Apartheid: Segregation and the Making of the Underclass*. Cambridge, MA: Harvard Univ. Press.
- McDonald, Steven J. 2001. „How Whites Explain Black and Hispanic Inequality“. *The Public Opinion Quarterly* 65 (4), 562-573.
- McLeod, John. 2010. *Beginning Postcolonialism*. 2. Ed. Manchester: Manchester Univ. Press.
- Moore, Joan W. 1985. „Isolation and Stigmatization in the Development of an Underclass: The Case of Chicano Gangs in East Los Angeles“. *Social Problems* 33 (1), 1-12.
- Pachon, Harry P. 1987. „An Overview of Citizenship in the Hispanic Community“. *International Migration Review* 21 (2), 299-310.
- Parke, Ross D. 2000. „Father involvement: A developmental psychological perspective“. *Marriage and Family Review* 29, 43-58.
- Parrado, Emilio A; Morgan, S. Philip. 2008. „Intergenerational Fertility among Hispanic Women: New Evidence of Immigrant Assimilation“. *Demography* 45 (3), 651-671.

- Perl, Paul; Greely, Jennifer Z; Gray, Mark M. 2006. „What Proportion of Adult Hispanics are Catholic? A Review of Survey Data and Methodology“. *Journal for the Scientific Study of Religion* 45 (3), 419-436.
- Porter, J.R.; Washington, R.E. 1993. "Minority Identity and Self-Esteem". *Annual Review of Sociology* 19, 139-161.
- Portes, Alejandro; Truelove, Cynthia. 1987. "Making Sense of Diversity: Recent Research on Hispanic Minorities in the United States". *Annual Review of Sociology* 13, 359-385.
- Portes, Alejandro; Curtis, John W. 1987. "Changing Flags. Naturalization and its Determinants Among Mexican Immigrants". *International Migration Review* 21 (2), 352-371.
- Pratt, Mary Louise. 1991. "Arts of the Contact Zone". *Profession* 91, 33-40.
- Reichl, Susanne. 2002. *Cultures in the Contact Zone: Ethnic Semiosis in Black British Literature*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier.
- Sánchez, George. 1993. *Becoming Mexican-American: Ethnicity, Culture, and Identity in Chicano Los Angeles, 1900-1945*. New York: Oxford University Press.
- Sizemore, David S.; Milner, Wesley T. 2004. "Hispanic Media Use and Perceptions of Discrimination: Reconsidering Ethnicity, Politics, and Socioeconomics". *The Sociological Quarterly* 45 (4), 765-784.
- Sommers, Laurie Kay. 1991. "Inventing Latinismo. The Creation of 'Hispanic' Panethnicity in the United States". *The Journal of American Folklore* 411, 32-53.
- Steinhorn, L.; Diggs-Brown, B. 1999. *By the color of our skin*. New York: Dutton.
- Suárez-Orozco, Marcelo M. 1996. „California Dreaming: Proposition 187 and the Cultural Psychology of Racial and Ethnic Exclusion“. *Anthropology & Education Quarterly* 27 (2), 151-167.
- Sue, Christina A.; Telles, Edward E. 2007. "Assimilation and Gender in Naming". *American Journal of Sociology* 112 (5), 1383-1415.
- Swicegood, G.; Morgan, S.P. 1999. "Racial and Ethnic Fertility Differentials in the United States". 99-107. In: Denton, N.A.; Tolnay, S.E. (ed.). *American Diversity: A Demographic Challenge for the Twenty-First Century*. Albany: SUNY Press.
- Tienda, Marta. 1983. "Nationality and Income Attainment among Native and Immigrant Hispanic Men in the United States". *The Sociological Quarterly* 24 (2), 253-272.
- Unger, Jennifer B.; Molina, Gregory B. 1997. "Desired Family Size and Son Preference Among Hispanic Women of Low Socioeconomic Status". *Family Planning Perspectives* 29 (6), 284-287.
- Vaquera, Elizabeth; Kao, Grace. 2006. "The Implications of Choosing 'No Race' on the Salience of Hispanic Identity: How Racial and Ethnic Backgrounds intersect

among Hispanic Adolescents". *The Sociological Quarterly* 47 (3), 375-396.

Waldinger, Roger. 1999. „Not the Promised City: Los Angeles and its Immigrants“. *Pacific Historical Review* (68) 2, 253-272.

Warner, W.L.; Srole, L. 1945. *The Social Systems of American Ethnic Groups*. New Haven, CT: Yale University Press.

Yzaguirre, Raul; Suro, Roberto; Ajami, Fouad; Daniels, Roger; Jacoby, Tamar; Buchanan, Patrick; Hausmann, Ricardo; Wright, Bruce E.; Griswold, Daniel T.; Lindsay, Jon; Cornelius, Wayne; Lopez, Edward Jr.; Suárez-Orozco, Marcelo; Orfield, Gary; Geertz Gonzalez, Roger; Pei, Minxin. 2004. "Huntington and Hispanics". *Foreign Policy* 142, 4-91.

Zhou, Min; Lee, Jennifer; Vallejo, Jody Agius; Tafoya-Estrada, Rosaura; Xiong Yang Sao. 2008. „Success Attained, Deterred, and Denied: Divergent Pathways to Social Mobility in Los Angeles's New Second Generation“. *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 620, 37-61.

Zubrin, Charles, Camille. 2000. „Neighborhood Racial-Composition Preferences: Evidence from a Multiethnic Metropolis“. *Social Problems* 47 (3), 379-407.

----- 2003. "The Dynamics of Racial Residential Segregation". *Annual Review of Sociology* 29, 167-207.

### **Internetquellen:**

"Acculturation". 2004. *Glossary on Migration. International Migration Law*.  
<[http://publications.iom.int/bookstore/free/IML\\_1\\_EN.pdf](http://publications.iom.int/bookstore/free/IML_1_EN.pdf)>. (08.10.2012)

"Assimilation". 2004. *Glossary on Migration. International Migration Law*.  
<[http://publications.iom.int/bookstore/free/IML\\_1\\_EN.pdf](http://publications.iom.int/bookstore/free/IML_1_EN.pdf)>. (08.10.2012)

"Características de los hogares. Población en hogares por tipo y clase de hogar, 1950 a 2005". Instituto Nacional de Estadística y Geografía.  
<<http://www.inegi.org.mx/sistemas/sisept/default.aspx?t=mhog08&s=est&c=22231>>. (29.08.2012)

"Constitución Política de los Estados Unidos Mexicanos".  
<<http://www.diputados.gob.mx/LeyesBiblio/pdf/1.pdf>>. (29.08.2012)

DeNavas-Walt, Carmen; Proctor, Bernadette D.; Smith, Jessica C. „Income, Poverty, and Health Insurance Coverage in the United States: 2010“. 2011. United States Census Bureau. <<http://www.census.gov/prod/2011pubs/p60-239.pdf>>. (29.08.2012)

"Distribution of Ethnicities in the United States, 1900". MAPS ETC, College of Education, University of South Florida.  
<<http://etc.usf.edu/maps/pages/2800/2808/2808.htm>>. (29.08.2012)

Foner, Nancy; Waldinger, Roger. 2012. "New York and Los Angeles as Immigrant Destinations: Contrasts and Convergence". erscheint in Halle, David; Beveridge, Andrew. Ed. *New York and Los Angeles: The Uncertain Future*. Oxford University Press. <<http://escholarship.org/uc/item/9wk9b621>>. (07.08.2012)

- “Latinos in the 2010 Elections: California”. 15. Oktober 2010. Pew Hispanic Center.  
<<http://www.pewhispanic.org/2010/10/15/latinos-in-the-2010-elections-california/>>. (29.08.2012)
- Lopez, Mark Hugo. 26.04.2011. „The Latino Electorate in 2010: More Voters, More Non-Voters”. Pew Hispanic Center.  
<<http://www.pewhispanic.org/2011/04/26/the-latino-electorate-in-2010-more-voters-more-non-voters/>>. (29.08.2012)
- “Mexican American War”. Encyclopaedia Britannica. Encyclopaedia Britannica Online. Encyclopaedia Britannica Inc., 2012. Web.  
<<http://www.britannica.com/EBchecked/topic/379134/Mexican-American-War>>. (29.08.2012)
- Motel, Seth; Patten, Eileen; 27.06.2012. “Hispanic Origin Profiles”. Pew Hispanic Center. <<http://www.pewhispanic.org/2012/06/27/country-of-origin-profiles/>>. (29.08.2012)
- “Rise of Industrial America 1876-1900. Immigration to the United States 1851-1900”. Library of Congress.  
<<http://www.loc.gov/teachers/classroommaterials/presentationsandactivities/presentations/timeline/riseind/immgnets/>>. (29.08.2012)
- “State & County QuickFacts- Huntington Park (City), California”. 16.08.2012. United States Census Bureau.  
<<http://quickfacts.census.gov/qfd/states/06/0636056.html>>. (29.08.2012)
- “State & County QuickFacts –Los Angeles (City), California”. 16.08.2012. United States Census Bureau.  
<<http://quickfacts.census.gov/qfd/states/06/0644000.html>>. (29.08.2012)
- “The Hispanic Population 2010”. Mai 2011. United States Census Bureau.  
<<http://www.census.gov/prod/cen2010/briefs/c2010br-04.pdf>>. (29.08.2012)

## Deutsches Abstrakt

Das Ziel der vorliegenden Diplomarbeit war es, die Lebenssituation und den Alltag der mexikanischen Immigranten in Kalifornien und Los Angeles näher zu erläutern. Die wichtigsten Fragestellungen waren die folgenden: In wie weit kommen mexikanische Einwanderer der US-amerikanischen Forderung nach Assimilation nach, in welchen Bereichen findet Akkulturation statt und in welchen werden im Gegensatz dazu traditionelle Bräuche weiter gepflegt? Im Kontext der Immigration war klarerweise auch die Diskriminierung von mexikanischen Einwanderern von Bedeutung – anhand von Studien wurde versucht zu klären, in welchen Bereichen Immigranten Benachteiligungen erfahren müssen. Schlussendlich war ein großes Kapitel dieser Arbeit der politischen Assimilation gewidmet – in wie weit findet eine Staatsbürgerschaftsannahme durch Immigranten statt und wo liegen schlussendlich ihre Loyalitäten? Anhand der Analyse von Studien in Bezug auf Assimilation und Diskriminierung wurde abschließend versucht, die Frage zu beantworten, ob mexikanische Immigranten Amerika als ihre neue Heimat ansehen oder nicht.

Zu Beginn lag der Fokus auf Assimilation im privaten Bereich. Es zeigte sich beispielsweise in Bezug auf das Leben im Großfamilienkontext, dass viele Einwanderer zwar kurz nach ihrer Ankunft in Amerika bei Verwandten unterkommen und von deren Unterstützung profitieren, dies jedoch keine Verweigerung der Assimilation an amerikanische Normen darstellt, sondern aus finanziellen Gründen geschieht. In Bezug auf die Fertilitätsrate mexikanischer Paare zeigte sich eine sehr deutliche Assimilation an US-amerikanische Vorstellungen – die Geburtenrate emigrierter Frauen liegt zwischen jener des Herkunftsortes und jener der neuen Heimat, was eindeutig auf Angleichung an die Vorstellungen der neuen Umgebung zurückzuführen ist. Weniger Assimilation zeigte sich bei der Frage nach Präferenzen für Söhne oder Töchter – viele Mexikanerinnen in Amerika wünschen sich Söhne, da diese für Prestige und wirtschaftliche Absicherung stehen. Es stellte sich dabei heraus, dass, je weniger eine Frau in die amerikanische Gesellschaft integriert ist, desto größer

ihr Wunsch nach einem Sohn; mit höherem Grad der Akkulturation sinkt diese Präferenz. Interessante Ergebnisse brachte auch die Analyse von Studien zur Namensgebung – wie sich zeigte, bekommen die Töchter mexikanischer Immigranten vorwiegend Namen der neuen Heimat, während Söhnen eher traditionelle Namen erhalten, weswegen die Frage der Assimilation in diesem Kontext nicht eindeutig zu klären ist: einerseits findet klar Akkulturation statt, andererseits werden Traditionen der ursprünglichen Heimat in der Namensgebung jedoch auch weiter geführt.

Ein weiterer Aspekt, der im Kontext der Assimilation im privaten Bereich erläutert wurde, waren die Vater-Kind-Beziehungen und die Mithilfe von Männern im Haushalt. Es zeigte sich, entgegen dem typischen Macho-Stereotyp hispanischer Väter, laut dem hispanische Familien von strenger Geschlechtertrennung in Bezug auf die Rollen von Mann und Frau geprägt sind, dass Assimilation an US-amerikanische Normen stattfindet: mexikanische Einwanderer sind mehrheitlich daran interessiert, Zeit mit ihren Kindern zu verbringen und helfen auch aktiv im Haushalt – es scheint sich ein egalitäres Denken durchzusetzen, das die Unterstützung der Frau im Haushalt fördert.

Schlussendlich wurde die Religionszugehörigkeit hispanischer Immigranten im Kontext der Assimilation analysiert. Häufig wird argumentiert, dass der strenge katholische Glaube der Hispanics Assimilation mit der protestantischen Kernidentität der Vereinigten Staaten verhindert. Tatsächlich identifizieren sich im Durchschnitt rund 70% der Hispanics als katholisch, der Anteil jener, die sich als protestantisch bezeichnen nahm jedoch in den letzten Jahren rapide zu. Vor allem in der zweiten und dritten Generation ist ein starker Rückgang der Identifikation mit dem Katholizismus zu erkennen, was wiederum eindeutig auf Assimilation mit den Werten und Normen Amerikas hinweist.

Assimilation wird jedoch selten von Integration und Gleichberechtigung begleitet. Besonders in Los Angeles zeigt sich eine deutliche Segregation und Diskriminierung bei der Wohnortsuche mexikanischer Einwanderer. Nicht-

hispanische Weiße bevorzugen die eigene ethnische Gruppe in ihrer Nachbarschaft und sind bereit, für ein Haus in einer rein weißen Gegend mehr zu zahlen. Makler steuern darüber hinaus die Wohnverhältnisse, weswegen Viertel entstehen, die von einer bestimmten ethnischen Gruppe geprägt sind. Diese Segregation bleibt natürlich nicht ohne Folgen, sondern wirkt sich unter anderem negativ auf Aufstiegschancen oder Schulleistungen einer Person aus. Auch am Arbeitsplatz erleben die Einwanderer massive Benachteiligungen. Viele entstammen der Arbeiterschicht Mexikos und kommen mit unzureichender Ausbildung nach Amerika, wo sie nur schlecht bezahlte Beschäftigung finden. Es etablieren sich die sogenannten brown-collar jobs, die in der Gesellschaft vorwiegend mit mexikanischen Einwanderern assoziiert werden und bei denen Aufstiegschancen und der Weg aus der Armut praktisch nicht vorhanden sind.

Schlussendlich wurde die politische Assimilation mexikanischer Einwanderer nach Amerika analysiert. Es wurden hierbei sowohl die Bedeutung der Staatsbürgerschaftsübernahme für mexikanische Immigranten, als auch Faktoren, die die Entscheidung zur Übernahme beeinflussen, besprochen. Es wurde des Weiteren versucht zu klären, was die Staatsbürgerschaftsübernahme in der Folge für das Gefühl der Heimat bedeutet. Laut Studien, erklären viele Neu-Amerikaner, dass eine duale Identität erstrebenswert und in Amerika auch lebbar sei – sie sahen sich als US-Amerikaner, gleichzeitig jedoch auch als Mexikaner und drückten starkes Interesse gegenüber einer Aufrechterhaltung ihrer Wurzeln aus.

Es wurde somit schlussfolgernd festgestellt, dass die Mehrheit der Studien in Bezug auf Anpassung mexikanischer Einwanderer nach Amerika auf multidimensionale oder pluralistische Akkulturation dieser hinweist: die Akzeptanz neuer Traditionen und der gleichzeitige Erhalt der gewohnten Kultur variieren je nach Kontext und Aspekt. In gewissen Bereichen, vor allem im privaten Kontext, findet eine Übernahme von US-amerikanischen Wertvorstellungen und Normen statt, die Loyalität zu Mexiko bleibt jedoch gleichzeitig bestehen und es wird versucht, die eigene, traditionelle Kultur zu bewahren und an die Kinder und Enkel weiterzugeben.

## English Abstract

Immigration as such has for a long time been an important topic in the politics and public discourse of the United States – since the beginning of the 19<sup>th</sup> century, immigrants, particularly from Europe, have regarded Northern America as the place to fulfil their hopes and dreams of a better life. Additionally to these well-documented European migrants, though, a great number of people have arrived from South America, particularly from Mexico – a result of a shared history with the States and proximity to the border. According to data of the census 2010, about 16% of the total population of the United States identified as Hispanics with a Mexican proportion of 63%. Due to both persisting immigration as well as high birth rates, this part of the population is continuously growing and will therefore, in the future, exert influence on all aspects of North American life. This present thesis is therefore concerned with the assimilation processes of Mexican immigrants to the United States with the main areas of interest being the following: In how far do Mexican immigrants adapt to norms and traditions of the States and in how far do they keep their own customs and conventions; do Mexicans experience discrimination and segregation and if so, in which areas of life; which attitude do they express towards naturalisation and US-citizenship and finally, based on the answers given to these questions, can it be concluded that the Mexican immigrants eventually regard the United States as their new home?

After an introduction in chapter two to the most important terms in the context of this thesis such as “Hispanic”, “Mexican”, “Home” or “Assimilation”, the focus of attention was on the United States as a contact zone – a place where cultures are in contact, often characterised by problems and conflict. In particular, chapter three was concerned with a discussion of Samuel Huntington’s perception of the Hispanics as a challenge and threat to American identity as well as their representation as criminals, as a financial burden and as responsible for unemployment of white Americans and therefrom resulting economic crises.

The main part of the thesis was devoted to the question of assimilation, for instance in private aspects of life such as fertility rates, naming practices, housing, father-child relationships or religious identification. Basically, it can be stated that in all these areas, some kind of assimilation can be encountered – Mexican women have a higher fertility rate than white American woman, but their overall fertility rate is lower compared with Mexican women in Mexico which points to an assimilation to US-American norms. Most Mexican immigrants are Roman Catholic but a great number of people identify as Protestants which, again, is an indicator of assimilation to the United States. A study of naming practices concluded that frequently, US-born children of Mexican immigrants are given English names or names, which are easily translatable to Spanish. This points, on the one hand, again to assimilation and acculturation; on the other hand, though, it can be seen as an attempt to retain roots to the Mexican culture and tradition.

Assimilation and Acculturation, however, are not directly related to integration and equal opportunities, as discussed in chapter five. Frequently, the Mexican immigrants experience discrimination, for instance, in housing. Mexicans in Los Angeles are the least desired neighbours, white Americans are willing to pay more rent in order to avoid Mexican neighbourhoods and often, real estate agents steer immigrants into particular areas which become known as minority dominated and, as a consequence, are avoided by other ethnicities. A similar situation can be encountered when analysing the employment opportunities for Mexican immigrants – most immigrants arrive unqualified, they are thus unable to find well-paid jobs but have to be content with low wage positions which do not allow them upward mobility. As a result, paying for education is hardly possible which means that the children of immigrants have no possibility to escape this vicious cycle.

Chapter six finally discussed the political assimilation of Mexican immigrants. Although this particular group has traditionally been the most hesitant towards naturalisation, data shows that US-citizenship has been gaining importance for Mexican immigrants during the last years – based on current predictions, the

Mexican population will, by the year 2020, amount to more than 65% of the population of Los Angeles eligible to vote and will thus possess enormous political power. This chapter was further concerned with a discussion of the meaning of the US-citizenship for these Mexican immigrants – according to studies, many recently naturalised persons express the desire to establish dual identities which involve recognising the laws, norms and expectations of the United States of America but at the same time keeping roots to Mexico and its traditions and customs.

Based on all the aspects discussed in this thesis – assimilation, discrimination, segregation and naturalisation – it was finally concluded in many areas of personal life, assimilation by Mexican immigrants to prevailing US norms seems to occur but at the same time, there is an intention on the immigrants' part to maintain the customs of the old home when they do not stand in contradiction or contrast to US expectations. This observation points to the development of dual identities – identities which vary according to the context and situation, which express interest and patriotism for the new home but also loyalty to the past and connection to the old home.

## Curriculum Vitae

### Persönliche Daten

Name

Mag. Julia Maria Pernkopf

Geburtsdatum

24.08.1987

### Ausbildung

03/2007-11/2012

Diplomstudium Romanistik Spanisch

Universität Wien, Österreich

- Schwerpunkt: Sprach- und Landeswissenschaften

03/2007-06/2012

Diplomstudium Anglistik und Amerikanistik

Universität Wien, Österreich

- Schwerpunkt: Literatur
- Thema der Diplomarbeit: "Somewhere there's a corner made specially for us – The literary representation of early settlers' life in colonial New Zealand"
- Abschluss: Mag.phil.

01.06.2006

Matura

09/2001-06/2006

Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe, Stadt Haag

- Ausbildungsschwerpunkt: Sprachen

### Berufserfahrung

10/2011-01/2012

Böhlau Verlag, 1010 Wien

Praktikum in den Bereichen Marketing, Vertrieb und Presse

### Auslandsaufenthalte

02/201

Studienreise, Christchurch, New Zealand

06/2006-02/2007

Aupair, Christchurch, New Zealand

09/2005

Sprachkurs, Málaga, Spain

06/2005

Sprachkurs, Cannes, France

### Sprachkenntnisse

Deutsch

Muttersprache

Englisch

Fließend

Spanisch

Fließend

Französisch

Gute Kenntnisse

Portugiesisch

Grundkenntnisse